Wienbibliothek im Rathaus
T 8108/4 A
MA 9 – SD 25 – 062022 – MA 21 B

2635

A III 3/6

Habsburg.

Ein Denkbuch für Oesterreichs Völker ꝛc.

von

Carl Loritza.

Vierter Band.

Wohlfeile Volksausgabe.

2635

A II

(12)

Habsburg!

Vierter Band.

Habsburg.

Ein
Denkbuch für Oestreichs Völker.

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben der Fürsten des Hauses Habsburg und Habsburg-Lothringen, von Kaiser Rudolph dem Habsburger bis zum Tode Kaiser Franz II.

Aus Chroniken, Geschichtswerken, Biographien, historischen Zeitschriften ꝛc. gesammelt und meist mit Angabe der Quellen nach der Zeitfolge geordnet, herausgegeben

von

Karl Loritza.

Vierter Theil.

Wohlfeile Volksausgabe.

Wien, 1848.
Josef Stöckholzer von Hirschfeld.

WIENER-STADTBIBLIOTHEK

Anekdoten und Charakterzüge

aus dem Leben

Joseph II.

(Beschluß.)

Der Kontrollor-Gang unter Kaiser Josef II.

Eine der interessantesten Stellen in der Burg war der sogenannte Kontrollor-Gang. Wer immer dem Monarchen sein Anliegen persönlich vortragen, eine Gnade erflehen, seine Gerechtigkeit anrufen, um Schutz gegen Machtsprüche von Unterbeamten bitten, heilsame Vorschläge zu öffentlichen Anstalten thun wollte ꝛc., der kam in diesen Gang. Man sah ihn, wenn der Kaiser in Wien war, den ganzen Tag über mit allen Gattungen von Menschen angefüllt. Projectanten, reducirte Beamte, Witwen, Waisen, Ermönche und Exnonnen, Offiziere, Fabrikanten, Bauern ꝛc., betraten ihn; die meisten trugen eine Supplike in der Hand, die übrigen thaten ihre Geschäfte mündlich ab. — Alles ist in Erwartung, es öffnet sich eine Thüre, der Kaiser kömmt heraus, der Haufe umringt ihn, man überreicht die Bittschrift, bittet um allerhöchste Signatur und geht ab. Wer einen kurzen mündlichen Vortrag hat, erklärt sich auf der Stelle im Gange selbst.

Wessen Geschäfte längere Unterredung erfordert, erhält die Freiheit, in ein nahes Kabinet zu treten, um dort sein Herz auszuschütten. — Dieser Auftritt erneuerte sich des Tages vier bis fünf Mal. Es begreift sich von selbst, daß nicht Jedermann und zu allen Zeiten vollkommen befriedigt den Kontrollorgang verlassen konnte, denn, welcher Monarch kann alle Wünsche seiner Unterthanen befriedigen, allen ihren Beschwerden augenblicklich abhelfen, alle an ihn gethanen Forderungen erfüllen? Indessen war es schon ein großer Trost, sicher zu sein, daß man auch im dürftigsten Anzug, auch mit dem unangenehmsten Vortrag den Monarchen von Angesicht zu Angesicht sprechen konnte. — Wie viel Königspaläste sind in Europa, deren Zugang dem letzten Taglöhner so wie dem ersten Edelmann gleich offen ist?

(Siehe Skizze von Wien unter der Regierung Josef II. 4te Auflage. Wien 1803. I. p. 39.)

*

Christof Ritter von Gluck, der geniale Komponist der „Iphigenia," einer Oper, die bereits über 62 Jahre auf dem Opernrepertoire sich rühmlichst erhalten hat, ein Beweis mehr, daß auch in der Musik das wahrhaft Große keiner Zeitsitte unterliege, war, ob-

gleich sonst in jedem Verhältnisse der liebenswürdigste und gutmüthigste Mann, sobald er auf dem Platze als Direktor seines Orchesters stand, ein nachsichtsloser Tyrann seiner Untergebenen. Der geringste Fehler, das kleinste Uebergehen, eine, seiner Ansicht nach, unrichtige Auffassung einer Stelle konnte ihn so außer Fassung bringen, daß er nicht selten in die härtesten Aeßerungen des Unmuthes ohne Rücksicht gegen den Schuldigen losbrach. Zwanzig, dreißig Mal ließ er die geübtesten Spieler der Kapelle, unter denen sich Künstler vom ersten Range befanden, eine Stelle wiederholen, bis sie die von ihm beabsichtigte Wirkung hervorbrachte. In seinem glühenden Kunstenthusiasmus beleidigte er seine Orchestermitglieder oft so sehr, daß sie ihm ihren Gehorsam aufkündigten und nur durch das Zureden Kaiser Josef II. bewogen werden konnten, ferner unter ihm zu spielen. „Ihr wißt ja," sagte begütigend der Kaiser, „er ist nun einmal so und meint es nicht böse." — Sie mußten immer doppelt bezahlt werden, so daß derjenige, der sonst einen Dukaten erhielt, deren zwei bekam, sobald Gluck dirigirte.

*

Wenn Josefs väterliche Sorgfalt in Böhmen völlig geeignet war, die Blicke von ganz Europa auf

den jungen Fürsten zu ziehen, so kündigten schon die ersten Handlungen nach dem Tode seines Vaters, die alles Gepräge höchst erhabener Gesinnungen trugen, den edlen und geistvollen Herrscher an. Er gab die Güter zurück, die Franz I. als Familieneigenthum erkauft hatte und verbrannte die von seinem Vater ererbten Staatspapiere, achtzehn Millionen an Werth. Auch Hadrian machte dem römischen Volke durch den Nachlaß rückständiger Steuern ein höchst bedeutendes Geschenk, dessen Andenken durch eine Münze erhalten ward, deren Vorderseite das mit dem Lorbeerkranze geschmückte Haupt des Kaisers, die Rückseite aber einen Lictor darstellt, der in der Linken die Fasces, in der Rechten eine Fackel hält, mit der er einen Haufen Schuldscheine verbrennt: die Unterschrift erklärt die Bedeutendheit der kaiserlichen Großmuth; **Reliqua Vetera iis novies mill. abolita.** Als Josef aufgefordert ward, eine ähnliche Denkmünze prägen zu lassen, rief er unwillig aus: „Welcher Vater wird mit der Liebe zu seinen Kindern prahlen?“

*

Gleich nach der Beisetzung Maria Theresiens wurde zwei Tage hinter einander der Befehl in die

Burgkapelle erlassen, der Priester, der um 3 Uhr die heilige Messe zu lesen hatte, solle bis zur Ankunft des Kaisers warten, aber jedesmal nach halb 9 Uhr wieder zurückgenommen. Erst am dritten Tage erschien Josef und empfing das heilige Abendmahl. Nach geendigter Messe sprach er zu dem Caplan: „Ich habe Sie durch zwei Tage warten lassen; ich wollte meine Andacht verrichten, allein ich hatte nicht genug Fassung dazu. Der Schlag ist auch zu groß, den ich erlitten." — Bei diesen Worten traten ihm sogleich Thränen in die Augen und er entfernte sich schnell.

*

Als Josef II. 1778 Friedrich II. als Feind gegenüber stand, schrieb er ihm aus Littau: „Ich habe schon so viel wahrhaft Nützliches gelernt, daß, wenn ich nicht auch Bürger wäre und für die Millionen Menschen, die dadurch gedrückt würden, Mitleid fühlte, ich beinahe sagen möchte, es wäre mir lieb, wenn Sie mich nun auch noch lehrten, General sein." — Der König antwortete auf dieses ehrenvolle Geständniß dem Kaiser wieder höchst verbindlich in einem eigenhändigen Schreiben aus Schönwalde: „Euere kaiserliche Majestät scherzen gefälligst mit mir. Nein

Sire, Sie bedürfen keines Lehrers. Sie werden jede Ihnen beliebige Rolle spielen, denn der Himmel hat Sie mit seltenen Talenten beschenkt. Erinnern Sie sich, daß Lucullus noch nie den Oberbefehl über ein Heer geführt hatte, als ihn der römische Senat nach Pontus schickte. Dort kaum angelangt, war sein erster Versuch ein Sieg über den Mithridates. Mögen Eure kaiserliche Majestät Siege davon tragen, ich werde der erste sein, der Ihnen Beifall zuklascht, aber ich setze hinzu, nur keinen über mich.

*

Bei Josef's erstem Aufenthalte in Frankreich ereignete sich folgende außerordentliche Anekdote, die der Kaiser Wort für Wort seinem Gesandten, Herrn von Mercy erzählte. Ludwig XVI. fragte nämlich seinen Schwager, ob er St. Denys gesehen habe, was dieser verneinte. „Ich kenne diese Abtei eben so wenig," fügte der König hinzu: — „Wie, Sie haben nie den Wunsch gehabt, den Ort zu sehen; wo Sie einst neben Ihren Ahnen ruhen werden?" — „Das wäre in der That ein Genuß, machen Sie sich denn dieß Vergnügen oft?" erwiederte der König scherzend. — „Ich glaubte, Antoinette habe Sie mit den Gebräuchen

unseres Hofes bekannt gemacht. Ja Sire, die Prinzen meines Hauses steigen häufig in die Gruft unserer Ahnen hinab, meine verehrungswürdige Mutter thut dieß zweimal monatlich und für mich ist es ein Bedürfniß, ihrem Beispiele zu folgen." — „Sie machen mir wirklich Lust, in ihrer Gesellschaft zu St. Denys Ragout zu essen. Aber, wie ist dieß anzufangen? Was werden darüber die Register des Großceremonienmeisters besagen? Hier steht Alles unter bestimmten Regeln. Langweilen sich die Könige von Frankreich in Versailles, so haben sie doch den Trost, zu wissen, warum? Wenn ich meinen Wunsch äußere, so wird es Streit geben zwischen dem Großalmosenier und den Herrn von St. Denys, zwischen dem Oberstallmeister, dem Obergarderobenmeister u. s. w. Dann werden die Kammerherrn und die Gardehauptleute kommen, man wird Denkschriften übergeben, sich beklagen, protestiren und während dieser Debatten werden Sie abreisen." — „Wahrhaftig!" rief der Kaiser, „Ihro Majestät kann sich großer Unabhängigkeit rühmen. — „Diese Fesseln," äußerte die Königin, „fand ich bei meiner Ankunft in Versailles und man tadelt mich, sie entfernen zu wollen. Auch ich hätte große Lust, mit Ihren Majestäten nach St. Denys zu gehen." — „Das Beste wäre,"

sprach der Kaiser, „wenn wir Alle drei incognito um Mitternacht abreisten. Ein königlicher Befehl wird im Voraus den Prior unterrichten, daß die Thüren um diese Zeit offen und Alles erleuchtet sein muß, weil eine fremde Familie dahin kommen wolle." — König und Königin applaudirten Josef's Idee, das königliche Paar freute sich um die Wette über den Streich, den der König seinen Gardehauptleuten und Kammerherrn, die Königin ihren Frauen vom Dienst damit spielen werde. Die Sache, unter diesem geheimnißvollen Gesichtspunkte dargestellt, unterbrach etwas die gewöhnliche Einförmigkeit des Hoflebens. In der That gehört auch gar nicht viel dazu, die Großen zu belustigen, man braucht sie nur aus dem gewöhnlichen Zirkel ihrer officiellen Vergnügungen zu bringen. Frau v. Adhémar hatte vermuthen können, was sich heimlich vorbereitete, indem sie die Königin fragte, ob sie St. Denys und seine Grüfte gesehen habe? was dieselbe bejahte. Ihre Majestät verlangte von ihr mehrere Notizen über diesen Gegenstand und war sehr verwundert, zu hören, daß Turenne dort neben Ludwig XIV. ruhe. — „Ein Unterthan!" sprach sie, „das ist seltsam!" — „Er ist nicht der Einzige; der Connetable Duguesclin und de Sancere befinden sich auch dort." — „Sonst

konnte so etwas wohl geschehen, allein jetzt!" — Als die Königin das Wissen der Frau von Adhémar erschöpft hatte, hörte sie auf, dieselbe zu fragen. Anfangs wollte sie die Prinzessin v. Guémené mit sich nach St. Denys nehmen, wählte aber am Ende die Prinzessin v. Lamballe dazu. Beide waren damals noch Favoriten. In der zur Abreise bestimmten Nacht begab sich der König zu seiner Gemahlin, wohin der Kaiser ebenfalls kam und nur Frau v. Lamballe, ließ auf sich warten. Um Ein Uhr Morgens war man endlich unterwegs zum unaussprechlichen Erstaunen der Stallbedienten, welche die Pilger erkannt hatten. Frische Pferde waren schon im Voraus bestellt. Um Paris zu vermeiden, fuhr man über St. Cloud durch das Gehölz von Boulogne und nahm dann die Straße von Révolte. Zu St. Denys war Alles in Bewegung. Der königliche Befehl, die Kirche und die Grüfte zu erleuchten, ließ einen Theil der Wahrheit errathen, man vermuthete die Ankunft des Kaisers, nicht aber, daß auch der König und die Königin mitkommen würden. Der Prior, erfreut, Josef II. kennen zu lernen, wollte seinerseits eine Rolle bei dieser wechselseitigen Mistification spielen. Ein als Jokey verkleideter Page kam mit verhängtem Zügel gesprengt und meldete die An-

kunft seiner Herrschaften. — „Wie heißen Sie?" — „Das weiß ich nicht sogleich, allein, wollen Sie wissen, wer sie sind, so dürfen Sie sie nur selbst fragen." — Der Großprior und zwei Geistliche erschienen an der Thüre, um die Fremden zu empfangen, die sie in einen Saal führten, wo Erfrischungen aufgetragen waren. Der König aß mit Appetit und der Kaiser trank eine Tasse Kaffee. Der Großprior, der ihre Majestät erkannt, begleitete sie in die Kirche. Er sagte, daß deren Länge 337 Fuß, die Breite 120 und die Höhe 90 Fuß betrüge, so wie, daß sie mehrmals neu gebaut worden und zwar zuletzt im 13. Jahrhundert unter Ludwig dem Heiligen. Die herrlichen, bunten Fenster dieser Kirche hüllten auch bei Tag deren Inneres in ein geheimnißvolles Dunkel. In dieser nächtlichen Stunde aber, bei dem unvollkommenen Lichte der Lampen und Girandolen fühlte man sich an diesem heiligen Orte zu melancholischem Nachdenken geneigt. Der Kaiser gab der Königin den Arm, Ludwig der Prinzessin v. Lamballe, und Alle Vier, kürzlich noch so heiter, wurden plötzlich von einer leichten Traurigkeit ergriffen, die ihre Züge verdüsterte. Die Mönche gingen voran und erklärten mit einförmiger Stimme die zahllosen Monumente der prächtigen Kathedrale.

St. Denys besaß damals noch alle seine Schätze. Bei jedem Schritte traf man auf Namen, die nur ausgesprochen zu werden brauchten, um große Erinnerungen zu erwecken. Das Grab Hugo Capet's zog die Augen seines letzten Abkömmlings auf sich. Immer begann eine neue Dinastie; dieser sollte sie schließen, der Eine machte seine Feinde zittern, der Andere überlieferte ihnen seinen Kopf. Ein schrecklicher Kontrast, den Keiner damals errathen konnte und der vielleicht dem ungeschaffenen Wesen, dessen Blick allein in die Zukunft drang, eine göttliche Thräne entlockte. Ueberall sah man Denkmäler mit den Insignien der Herrscherwürde und mit jedem Schritte sah der Tod aus den pomphaften Monumenten einen an, die allein von der Herkunft der darunter ruhenden Asche erzählten. Der Kaiser, dem dergleichen nichts neues war, betrachtete ruhig die Grabmäler der Merovinger, Carolinger und Abkömmlinge Hugo Capets; allein Ludwig, die Prinzessin v. Lamballe und auch Marie Antoinette, welchen dieses Schauspiel entwöhnt worden, konnten an diesem feierlichen Orte nicht gleichgültig bleiben. Sie näherten sich einander unwillkührlich und blickten ängstlich auf diesem Felde des Todes umher, wo wenigstens zwei von ihnen einst Platz nehmen

sollten. Wer weiß, was die geheime, innere Stimme hier dem Könige und der Königin sagten, die zuletzt eines so schrecklichen Todes sterben sollten. Kaum hörten sie vor Befangenheit die Erklärungen der Mönche, welche dieß bemerkten, und als echte Höflinge in der Absicht, die große Lection abzukürzen, die erlauchte Gesellschaft sofort nach dem Schatze führen wollten. Indem sie aber, ohne sich aufzuhalten, vor einem offenen und erleuchteten Gewölbe vorübergingen, ergriff der Kaiser den Prior beim Aermel und fragte, wo das hin führe? — „Hier sind die Grüfte des erlauchten Hauses der Bourbons," gab der Pater zur Antwort. — „Also Heinrichs IV. und Ludwigs XIV!" rief Josef. „Mit Erlaubniß, meine Herren, die müssen wir sehen, Sire," fügte er zu Ludwig gewendet hinzu, „das ist eine Anticipation auf die Erbschaft." Dem Könige und der Königin gefiel der Spaß nicht, indeß folgten sie Josef. Am Ende der Treppe versperrte ihnen etwas den Weg, es war lang, schmal und mit schwarzsammtenem Teppich bedeckt, worauf man die Wappen von Frankreich und Navarra, Lilien und ein doppeltes L. gestickt sah. Die Mönche mußten es zur Seite rücken um die Passage frei zu machen. „Was ist das?" begann der König, ohne an die Bedeutsamkeit seiner

Frage zu denken. „Der Sarg des Vorgängers Seiner jetzt glorreichst regierenden Majestät," versetzte der Prior gebückten Hauptes mit leiser bebender Stimme. „Wie" rief die Königin, „ist das ein Platz für unsern Ahnherrn!" Die drei Mönche sanken, ihre Kapuzen über das Haupt werfend, auf die Knie. Die königliche Familie konnte nicht mehr ein Incognito behaupten, das sie selbst aufgegeben hatte. Es folgte ein kurzes Schweigen. Ludwig befahl hierauf den Mönchen, sich zu erheben und der Prior begann nun zur Königin: „Madame! ein heiliger Gebrauch will, daß der Sarg jedes Königs so lange hier bleibt, bis sein Nachfolger anlangt, und dann erst erhält er seinen Platz in der Gruft. Dieser Kandelaber hat so viele Lampen, als der Verstorbene Jahre regiert hat; diese Lampen müssen Tag und Nacht immer brennen, und löschten sie aus, so würde das ein großes Unglück sein." Den Zuhörern war bei diesen Worten schauerlich zu Muthe, und selbst der Kaiser fühlte eine Unruhe, von der er sich keine Rechenschaft geben konnte; Ludwig, seine Gemalin, so wie die Prinzessin v. Lamballe sanken auf die Knie und beteten das **De profundis.** Die Uebrigen stimmten ein. In diesem Augenblick erhob sich plötzlich ein Zugwind in den Gewölben, der das Tuch auf dem

Sarge Ludwig XV. dreimal lüftete und das letztemal so heftig, daß auf dem Kandelaber die Lampen, bis auf siebzehn davon, verlöschten. — Alle schrieen vor Schreck laut auf und die Königin sank dem Könige in die Arme. „Wir wollen uns entfernen," sprach der Kaiser lebhaft. Die Prinzessin v. Lamballe war ohnmächtig geworden. Ludwig sprach aber mit edler Festigkeit zum Prior: „Ein Zufall ohne Bedeutung für den vom Aberglauben freien Christen, soll mich nicht hindern, diesen Ort zu verlassen, ohne an den Gräbern meiner Vorfahren gebetet zu haben. Führen Sie mich in die Gruft, wo Heinrich IV. und Ludwig XIV. ruhen." „Sire", rief die Königin, „Sie gehen nicht ohne mich, es ist meine Pflicht und mein Recht, mich nicht von Ihnen zu trennen." Die Gruft des königlichen Zweiges der Bourbons bestand damals aus zwei Abtheilungen, deren erste Ludwig XII. für seine zweite Gemalin Anna v. Bretagne hatte bauen lassen. Seitdem waren darin keine Valois mehr, sondern die Bourbons beigesetzt worden und 1685 war für Marie Theresia von Oestereich, Königin von Frankreich, kein Platz mehr dort. Man baute nun eine zweite Gruft von 9 Klafter Länge und 10½ Klafter Breite und verband sie mit der ersten durch einen 7 Fuß hohen,

drei Fuß breiten Korridor. Hierauf ließ man in dem ersten Gewölbe nur Ludwig XIV. Die 37 Andern aber kamen in die neue Gruft, wo die Särge drei Fuß hoch vom Boden auf eisernen Stäben standen. Dorthin führte der Prior den König und die Königin. Allein sie begaben sich ohne ihn in das Innere der Gruft, wo sie eine halbe Stunde blieben. Als sie zurückkehrten, zeigten ihre Mienen den Ausdruck des Schreckens. Keiner, auch der Kaiser nicht, wagte zu fragen, was sie gesehen; gewiß ist, daß sie weder den Schatz, noch die übrigen Merkwürdigkeiten weiter besichtigen mochten und sich schnell entfernten. Man kehrte eilig nach Versailles zurück. Unterwegs aber kam kein Gespräch unter den erlauchten Personen in Gang.

*

In den ersten Tage des Mai begab sich der Hof nach dem Schlosse Larenburg, um dort das Vergnügen der Reiherjagd zu genießen. Man versammelte sich in einem Pavillon, inmitten der Ebene, und während die Falkoniere ihr Wild erwarteten, ergötzte sich die Kaiserin Maria Theresia nebst ihrem Gefolge am Hazardspiel. War sie glücklich, so gab sie ihren Gewinn theils Bedürftigen von ihrer Dienerschaft, theils verschämten

Armen. Es begab sich nun, daß Josef, als er eines Tages seinen Eltern die schuldige Ehrerbietung beweisen wollte, in den Sälen des kaiserlichen Pallastes einen alten Officier sah, dessen traurige Physiognomie ihn so sehr interessirte, daß er nicht umhin konnte, ihn anzureden und ganz leise zu fragen, „warum er so betrübt sei und so häufig in den Pallast komme? Der Officier erwiederte: Drei Söhne von ihm wären im kaiserlichen Dienste und dabei besitze er so geringe Einkünfte, daß er sie unmöglich länger unterstützen könne, wenn er die Pension nicht erhielt, um die er bisher vergebens angehalten. Josef zog seine Börse aus der Tasche, und gab sie dem Militär und sagte ihm, er solle sich die folgenden Tage zu derselben Stunde wieder einfinden. Der Officier that dieß und empfing jedesmal vom Erzherzoge eine Rolle Ducaten, jedoch nicht, ohne den Feldmarschall Bathyani, den Gouverneur des Prinzen, davon benachrichtigt zu haben. Bathyani hatte ihm die Weisung ertheilt, die Geschenke des Erzherzoges nicht zurückzuweisen. Josef hatte seine Mutter nie eifriger geliebkoset, zumal wenn sie spielte und, jeden Abend entwendete er ihr eine Rolle Dukaten, die er am nächsten Morgen dem unglücklichen Manne gab. Die Kaiserin, am Ende davon unterrichtet, ertappte ein-

mal ihren Sohn auf frischer That. Der Prinz warf sich ihr weinend zu Füßen, gestand sein Vergehen, und erklärte, sich allen Strafen unterwerfen zu wollen, die man ihm auferlegen würde, doch weigerte er sich standhaft, zu entdecken, wem er das Geld gegeben, wofern man ihm nicht verspräche, diesen unbehelligt zu lassen. Die Kaiserin konnte den Thränen ihres Sohnes nicht widerstehen, sagte ihm, was an seinem Benehmen tadelnswerth sei und machte ihm am Ende zärtliche Vorwürfe, daß er sie nicht zur Hälfte an einer guten Handlung habe Theil nehmen lassen. — In Folge dessen behielt der Offizier sein Geld, seine drei Söhne wurden befördert und er selbst bekam noch eine Pension von 1500 Gulden.

*

Als Josef sein nahes Ende fühlte, schrieb er an seine Schwester, die Königin von Frankreich, folgenden Brief:

Meine gute Antoinette!

„Ich sage Dir Lebewohl, denn in dieser Welt sehen wir uns nicht wieder. Ich verlasse weder Frau noch Kinder, indeß sind meine Brüder meine Söhne; den armen Leopold beklage ich, wie wird er seine

Rolle auf einem größeren Schauplatze spielen, zumal unter so schwierigen Umständen, wo das politische Interesse mit der Verwandtschaft des Blutes Hand in Hand gehen muß."

„Mehr noch als ihn beklage ich Dich, theure Antoinette, da Du so unwürdig verfolgt wirst. Warum kannst Du nicht mit Deinem Gatten das Geschlecht wechseln? Der König von Frankreich sieht nicht, wohin man ihn führt, er denkt sein Volk liebt ihn, allein das Volk liebt eigentlich Niemand und besudelt sich heute mit einem Verbrechen, das es morgen verabscheut. Mit pathetischen Phrasen wird keine Revolution geendigt, dazu bedarf man der Vermittlung des Henkers. So schrecklich dieß klingt, so spricht doch die Erfahrung dafür. Meine Hand zittert, indem ich dieß schreibe, meine Augen sind matt, ich habe kalte Füße und doch spricht man von meiner nahen Genesung. Antoinette, weine nicht, bewahre Deinen Muth und habe in Deiner Lage doppelt Kraft. Gern würde ich Dir helfen, allein man hindert mich daran. Ich empfehle Dich Leopold, der Dir auch sehr zugethan ist. Lebe wohl und verzeihe den Mangel an Etikette, indem ich in meiner letzten

Stunde nicht an die Königin von Frankreich, sondern nur an meine geliebte Schwester dachte.

Josef.

(Siehe Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Erzherzogin Maria Antoinette von Oesterreich, Königin von Frankreich. 4. Bd. Leipzig 1837. p. 232 — 33.)

*

Der Graf Segur erzählt:

Ich hatte den Kaiser um eine Audienz ersucht, aber man versicherte mich, daß der Fürst sehr krank sei, und Niemanden empfangen könne. Indeß erinnerte er sich ohne Zweifel an die Güte, womit er mich in der Krim beehrt hatte, und an das Verlangen, welches er gegen mich geäußert hatte, ein, seine Neugier sehr reizendes Geheimniß in Bezug auf die Natur der vertrauten Verhältnisse zu erfahren, welche, wie man sagte, zwischen Katharina und dem Fürsten Potemkin Statt hätten; Verhältnisse, denen man die unwandelbare Beständigkeit ihrer gegenseitigen Zuneigung zuschrieb, daher erlaubte er mir, gegen Aller Erwartung, ihn zu besuchen. Ich begab mich also in seinen Pallast, wo ich ihn außer dem Bette, aber so schrecklich verändert fand, daß ich nicht verkennen konnte, daß sein Ende unvermeidlich war, und nahe bevorstand. Der

Kaiser empfing mich mit höchster Huld und unterhielt sich lange mit mir über die Angelegenheiten Rußlands und besonders über den Krieg in Schweden. Da er mir während der Reise in Taurien oft vorgeworfen hatte, daß ich sein Incognito vergäße und ihm die Titel: „Sire" und „Sr. Majestät" gäbe, so hatte ich mich so sehr daran gewöhnt, ihm in dieser Beziehung gefällig zu sein, daß ich ihn, ohne es zu bemerken, mehrere Male im Laufe der Unterhaltung Herr Graf nannte. Er bemerkte es und sagte lächend: „Sie sind ein sonderbarer Mann, in der Krim wollten Sie mich durchaus Sire nennen und zu Wien wollen Sie durchaus nur mit dem Grafen Falkenstein reden."— Indem er dann wieder ernst ward, beklagte er sich über die Hindernisse, welche man der Guadrupel-Allianz in den Weg legte. „Sie hätte," sagte er, „vielem Unglücke vorgebeugt. Ihre Minister haben den Krieg gefürchtet, hätte er Statt gefunden, so hätten Ihre Parlamente dem Könige nicht das Geld abschlagen können und die französische Hitze hätte sich in die Lager geworfen. Wer hätte übrigens wissen können, was geschehen wäre. Eine allgemeine Tollheit scheint sich der Völker bemächtigt zu haben, das Brabanter zum Beispiel empört sich, weil ich ihm habe geben wollen, was das

Ihrige mit lautem Geschrei fordert." — Hier hielt er an, schwieg und blieb einige Augenblicke in düsteres Nachdenken versunken. Die Löwener Unruhen ergriffen ihn so sehr, daß er dem Kummer nicht widerstehen konnte, welche ihre Fortschritte ihm veranlaßten. In der Meinung, es dürfte ihm nicht mißfällig sein, wenn ich ihm diese trüben Gedanken beseitigen hälfe, fragte ich ihn, ob er nicht geruhen wollte, mir einen Brief an seine Schwester, die Königin, (Marie Antoinette) mitzugeben? „Sie ist in diesem Augenblicke," sagte ich, „in einer sehr mißlichen Lage und von Parteien umringt, welche sich reiben und bekämpfen. Ihro Majestät, fern wie Sie ist, von dieser Atmosphäre voller Aufruhr und Leidenschaft, können ihr einige heilsame Rathschläge geben." — „Ich Sie mit einem Briefe beschweren?" antwortete er, „das kommt Ihnen nicht in den Sinn. Ich sehe, daß Sie eben aus Rußland kommen und den Zustand der Aufregung und Unordnung nicht kennen, worin Sie Ihr Vaterland finden werden; überall ist das Volk bewaffnet, überall glauben die Einen, Räuber kommen zu sehen, während die Andern die Schlösser plündern. Es gibt keine Polizei mehr, weil sie jeder nach seinem Gutdünken handhaben will. Beim geringsten Verdacht,

wird ein Reisender angehalten. Sie können es auch werden und fände man einen Brief von mir bei Ihnen, so weiß ich nicht, was Ihnen begegnen dürfte." — „Ich hoffe, Sire," antwortete ich, „daß die Euer Majestät zugegangenen Berichte übertrieben sind. Wenn Sie indeß glauben, Ihr Brief dürfte die Gefahr laufen, mich bloß zu stellen, könnten Sie nicht wenigstens dem Könige und der Königin durch mich mündlich sagen lassen, was Sie für Beide in so schweren Umständen für nützlich halten?" — „Und welchen Rath," erwiederte der Kaiser etwas hastig, „könnte ich Ihnen geben, da ich sie von Leuten umringt sehe, die Ihnen einreden, daß man mit einem Regimente, einer Kompagnie Leibgarden, einigen Vivatrufen und Kokarden, die man bei einem Zechgelage aufsteckt, eine Revolution aufhalten und vernichten kann? Ich beklage sie, aber ich könnte ihnen aus so weiter Ferne kein anderes Mittel andeuten, um sich aus der üblen Lage zu ziehen, als viel Klugheit und Festigkeit. Besitzen sie diese, so wird sich Alles machen, entgeht sie ihnen, so habe ich Ihnen nichts zu sagen." —

(Segur, Mémoires, souvenirs et anecdotes.)

*

Josef hat vor seinem Ende selbst noch die Erzherzogin Elisabeth sehen wollen, die er wie ein Vater liebte. Sie war eine Prinzessin aus dem Hause Würtemberg und eine Schwester der Großherzogin von Rußland, und er selbst hatte ihr seinen geliebten Neffen, den Erzherzog Franz, zur Gemahlin ausgewählt. Die junge Prinzessin hatte ihm eine kindliche Liebe geweiht. Indem sie zu diesem letzten Besuche ging, sagte sie zu dem Pfarrer von Larenburg, welcher sie zu Ergebung ermahnte: „Wenn ich nur wenigstens vor ihm in's Grab sinken könnte! Seit seiner Krankheit flehe ich den Himmel an, mich von der Welt abzurufen, ehe er sie verläßt!" — Traurige Wünsche, die nur zu bald erhört werden sollten! — Die Zusammenkunft war herzzerreißend. Josef hatte aus Furcht, die Bläße seines Gesichts und die Veränderung seiner Gesichtszüge möchten einen zu heftigen Eindruck auf die Prinzessin machen, die Fenster in seinem Zimmer verhängen lassen, eine einzige Kerze, welche weit vom Bette stand, erhellte es. Aber kaum ist die Erzherzogin an diesem trauervollen Orte, der schon einem Grabe glich, eingetreten, kaum hat sie die zitternde Stimme ihres Oheims sich mühsam der zer-

rissenen Brust entwinden hören, als die Kräfte sie verlassen, sie fällt bewußtlos hin und man trägt sie fort. Bald kommt sie wieder zurück. Da bemeistert Josef seine eigene Aufregung und beschwört sie im Namen des Kindes, welches sie unter ihrem Herzen trägt, diese neue Prüfung mit Festigkeit zu ertragen. — Das einzige, was mir meinen jetzigen Zustand peinlich macht ist, daß Sie Ihrer Entbindung nahe sind." — Indem er ihr hierauf seinen Segen gab, schieden sie. Aber dieß war des nagenden Jammers noch nicht genug für den Monarchen, als Mensch sollte er alles Weh bis auf die Neige schlürfen. — Josef wußte daß die Entbindung der Erzherzogin sehr nahe bevorstand. In der Nacht vom 18. Februar ließ er sich stündlich nach ihr erkundigen, aber am 19. konnte man ihm nur eine schreckliche Antwort geben. So große Aufregung hatte den von der Natur festgesetzten Zeitpunkt abgekürzt. Die Prinzessin starb, indem sie einer Tochter das Leben schenkte. Josefs Beichtvater übernahm diese traurige Sendung. Als sie der Kaiser erfuhr, blieb er einige Augenblicke wie vernichtet. Dann hob er seine thränenschweren Augen gen Himmel und sagte: „O Gott! Dein Wille geschehe!" Als er kurz darauf den Grafen Rosenberg bemerkte,

winkte er ihn zu sich. „Ach," sagte er ihm mit unbeschreiblichen Schmerz, „was ich dulde, ist unglaublich! Ich meinte, ich wäre bereit, alle Todespein zu ertragen, die es Gott gefallen möchte, mir zu senden, aber dieses fürchterliche Unglück übersteigt Alles, was ich je gelitten habe."

(Siehe Paganels Josef II. II. Bd. p. 134 — 36.)

*

Gleich zu Anfang des Feldzuges 1778 war Josef einst mit Laudon und noch ein paar Generälen auf einen sehr hohen Berg an der böhmischen Grenze gestiegen, um von diesem erhabenen Standpunkte die herumliegende Gegend geometrisch aufzunehmen. Es dauerte eine Weile, ehe ihnen die Leute mit den mathematischen Instrumenten nachkamen. Kaiser Josef, der damals noch, wie gewöhnlich, sehr munterer Laune war, fing an: „Die Welt vermuthet wohl nicht, daß jetzt ein Kaiser mit seinen Generälen auf diesem einsamen Platze im wilden Gebirge steht. Laßt uns ein Andenken unserer Gegenwart hier lassen und unsere Namen in die Bäume schneiden." — Jeder sann nun darauf, seinen Namen kurz, aber doch deutlich, auszudrücken. Laudon that eben dieses. „Setzen Sie Ihren bloßen Namen hin," sagte der Kaiser zu ihm,

„das ist für die Nachwelt genug. Nur wir andern haben zu unseren Namen noch Titel nöthig.“ —

(Siehe J. Pezzel, Laudons Lebensgeschichte. Wien 1791. p. 230.)

*

Mit dem Wohlwollen verband Josef II. die Ruhmliebe, welche die Erlauchtesten seiner Ahnen auszeichnete. Während des bairischen Erbfolgekrieges bewies er mehr Eifer, zu einer Schlacht zu kommen, als Friedrich II. selbst. Er theilte alle Mühsal, alle Gefahren mit seinen Schaaren. Er schlief auf dem Erdboden, scharmützelte mit den Vorposten und ging auf Kundschaft. Das ganze Heer wiederholte die Worte eines Grenadiers, welcher sprach: „Wenn ich meines Kaisers Krone wie meine Mütze blos gestellt sehe, wie kann ich mich denn noch über Gefahren beklagen.“ —

(Siehe Coxe. Geschichte Oestreichs. 4. Bd. p. 378.)

*

Einige Tage vor seinem Tode sagte Josef zu den Prinzen de Ligne: „Ihr Land hat mich umgebracht, Gents Einnahme ist mein Todeskampf und das verlassene Brüssel mein Tod. Welche Schmach ist

das für mich! (Er wiederholte das Wort oft.) Ich sterbe, ich müßte von Holz sein, wenn nicht. Gehen Sie nach den Niederlanden, bewirken Sie, daß Sie zu ihrem Herrscher zurückkehren, können Sie das nicht, so bleiben Sie dort; opfern Sie mir Ihr Glück nicht, Sie haben Kinder." —

(Siehe Lettres et pensées du marech. prince de Ligne. p. 207.)

*

Die Erzherzogin Elisabeth kam mit einer Prinzessin nieder, die ihr das Leben kostete. Josef ließ sie sich bringen, nahm sie in seine kraftlosen Arme und weinte. „Liebes Kind, wahres Ebenbild Deiner liebenswürdigen, tugendhaften Mutter!" sagte er. „Nehmt es weg, denn mein Ende naht." —

(Siehe Anecdotes et traits caracteristiques de Joseph II.)

*

Die „Gegenwart" für 1846 Nr. 26 erzählt folgende Anekdote Josefs II.: Einem jungen Studierenden in Wien blieb seit längerer Zeit seine Unterstützung aus, die er von seinen Eltern aus Tirol zur Fortsetzung seiner Studien bisher bezogen hatte. Man ertheilte ihm den Rath, sich zu dem Hugelmann'schen

Kaffeehause bei der Schlagbrücke zu begeben und dort einen der Gelddarleiher anzusprechen, die in jener Gegend inner- oder außerhalb des Kaffeehauses derlei Darleihens-Geschäfte betrieben. Er stand lange und wagte es noch immer nicht, Jemanden anzureden. Endlich sah er einen Herrn vorübergehen, bei dem er es wagen zu können glaubte. Er trug ihm seine Bitte um ein kleines Darleihen vor und berief sich auf seine früheren Briefe aus dem elterlichen Hause und seine Zeugnisse. „Kennen Sie mich?" fragte der Herr, „daß Sie gerade mich anreden?" — „Nein, aber Ihr ganzes Wesen flößte mir Vertrauen ein und gab mir den Muth, Sie freiwillig anzureden." — „Ihre Zeugnisse sind gut, kommen Sie morgen in den Kontrollorgang, wo der Kaiser Audienz gibt. Ich werde unter den dort Anwesenden mich befinden und Ihnen die Antwort sagen." — Lange Zeit suchte der junge Mann des andern Tages unter der Menge der Bittsteller, als der Kaiser in dem Gange erschien, um die Bittschriften zu empfangen und den Versammelten ein kurzes Gehör zu geben. Mit Schrecken erkannte der Jüngling seinen Besteller — es war der Kaiser! „Warten Sie bis zuletzt." — Nachdem sich alles verloren hatte, hieß ihn der Kaiser in das Kabinet treten. „Was benöthigen

Sie?" — Zitternd nannte der junge Mann die gewünschte Summe. — „Wann zahlen Sie dieselbe wieder zurück?" — „In längstens vierzehn Tagen hoffe ich Geld und Briefe zu erhalten." — „Kommen Sie also in 14 Tagen und bezahlen Sie sicher, sonst verlieren Sie mein Zutrauen und haben von mir nichts mehr zu hoffen." — Die Geschichte machte Aufsehen, die 14 Tage schwanden, kein Geld und keine Briefe kamen. Ein Banquier erbot, sich dem jungen Manne, der jetzt das Tagesgespräch war, die Summe zu leihen, um nicht die Gnade des Monarchen zu verscherzen. — „Nein!" antwortete er, „ich kann nur die Wahrheit sagen und meiner hilflosen Lage würde dadurch nicht abgeholfen werden." — Er ging zum Kaiser. — „Ich dachte mir es gleich, daß Sie ohne Geld kommen würden, mein Vorsatz war, Sie noch einmal zu sehen, und Ihnen einen Vorschlag zu machen." — Der Kaiser lächelte. „Erschrecken Sie nicht über das, was ich Ihnen sagen werde. Sie haben eine hübsche Aussprache, die man hier in Wien selten hört, ein gutes Organ und eine angenehme Gestalt. Sie scheinen zum Schauspieler vollkommen geeignet und könnten Ihr Glück machen. Ich habe mein Hoftheater ganz neu umgestaltet und suche brave

Individuen. Ich weiß, was Sie sagen wollen," fuhr der Kaiser fort, als er die Verlegenheit des Jünglings bemerkte, „der Stand der Schauspieler ist im Mißkredit, aber mein Theater ist ein kaiserliches Institut und soll nur ehrenwerthe Mitglieder aufnehmen, Mitglieder, die sich nicht nur durch Kunst auszeichnen, sondern auch durch Moralität meine Gunst und die allgemeine Achtung erwerben sollen." — „Euer Majestät! ich bitte zu bedenken" — — — „Ich sehe ein, Sie können sich nicht gleich entschließen, Sie sind aus guten Hause, das Vorurtheil kämpft im Ihnen mit dem Wunsche, mir zu willfahren, berathen Sie sich mit Ihren Freunden, Ihr Gehalt soll ein guter sein, die Achtung der Welt wird von Ihnen selbst abhängen." — Die acht Tage vergingen, alles rieth ihm, den Antrag anzunehmen, jedoch sich die Gnade einer Anstellung im Staatsdienste vorzubehalten, wenn er mißfallen sollte, oder wenn ihn heute oder morgen irgend ein Verhältniß veranlassen würde, von der Bühne zurücktreten zu wollen. Dem Kaiser gefiel diese Bedingung und er ging dieselbe großmüthig gegen den Jüngling ein, der ihm nun doppelt werth erschien. „Gehen Sie sogleich zu meinem Oberstkämmerer, der bereits meine Befehle Ihretwegen kennt, man soll Ih-

nen eine schöne Rolle, die Ihrer Persönlichkeit zusagt, einstudieren und ich freue mich, Sie recht bald auftreten zu sehen!" — In wenigen Tagen war Alles geschehen. Das Theater war überfüllt. Der Erfolg dieses Debüts war ein glänzender; der Kaiser selbst applaudirte und es war durch seine Menschenkenntniß ein vortrefflicher Schauspieler für die junge, aufkeimende Bühne gewonnen, eine Bühne, die bald das erste Kunstinstitut Deutschlands, ja der Welt sein sollte. Jahre vergingen, endlich wurden dem jungen Manne von seinem künftigen Schwiegervater die Bedingung gemacht, den Schauspielerstand zu verlassen und in den Staatsdienst überzutreten, wenn er die Hand seiner Tochter erhalten wollte. Josef war todt und Franz erfüllte edelmüthig das gegebene Versprechen seines Oheims. Rettich, der bereits durch Jahre allgemein beliebt gewordene Schauspieler, erhielt eine seinen Kenntnissen und seiner Ausbildung angemessene Anstellung, wo er seiner Zeit den Rang eines k. k. Hofsecretärs bekleidete. Als solcher starb er beiläufig im Jahre 1820. Er war der Vater des jetzt lebenden k. k. Hofschauspielers Rettich, der mit seiner Gattin, gebornen Gley, eine der ausgezeichnetsten Stellen im k. k. Hofburgtheater einnimmt.

*

Der Referent des Schulwesens ging zu Josefin den Controllorgang und überreichte sein Referat. Josef besah es. „Wie, von 17,000 Kindern besuchen nur 7000 die Schule?" — „Euer Majestät geruhen zu bemerken, daß ich schon lange Untersuchung deßhalb anstellte." -- „Ich weiß, ich weiß. Sie sind brav, mein lieber Heß, aber was gibt man als Ursache an?" — „Die Eltern entschuldigen sich damit, daß sie im harten Winter die Kinder nicht in die zu weit entlegenen Schulen schicken können. Wir haben keine andern, als die Piaristen auf der Landstraße und die in der Josefstadt." — „Gleich sollen die nöthigen Schulen in jeder Vorstadt errichtet werden, nach Bedarf und Maßstab der Einwohnerzahl. Wie vernachläßigt auch die Bildung sein mag, sie muß sich nun heben. Ihnen, lieber Heß, übertrage ich die Besorgung des Ganzen." —

*

Der Oberst des Regiments Tillier Fürst v. Reuß wurde zum bevollmächtigen Gesandten am Berlinerhofe ernannt. Er beurlaubte sich bei Josef und

sagte: „Ich bin ein Soldat und nicht sehr geschickt zu politischen Geschäften." — Josef erwiederte: „Seien Sie ruhig, die wenige Erfahrung, die Ihnen noch fehlt, werden Sie am Berlinerhofe bald erworben haben." —

*

Um eine Stelle zu erhalten, erschienen zu gleicher Zeit 3 Bewerber. Der Kaiser frug sie um ihre Verdienste. Der Erste sagte: „Ich bin von Adel und habe meinen adelichen Sitz durch 20 Jahre inne gehabt, bin aber durch die Kriegsunruhen vertrieben worden." — Der zweite sagte: „Ich bin Soldat und bin viele Jahre in den Niederlanden gelegen." — Der Dritte sagte: „Ich bin ein Lehrer und habe 24 Jahre der Schule zu * vorgestanden." — Josef antwortete: „Da der Edelmann so lange gesessen, der Soldat so lange gelegen, der Schullehrer aber 24 Jahre gestanden ist, so gebe ich dem Letztern dieses Amt." —

*

„Die Toleranz," sagte Josef, „ist das Kind der Sanftmuth und folglich unserer eigenen Religion. Sie unterhält den rühmlichsten Wetteifer der Tugend und

der Kirche selbst. Sie ist endlich die fruchtbare Mutter der Bevölkerung und des Ueberflusses selbst; denn diejenigen Staaten, welche sie sich eigen machen, gehen unaufgehalten ihrer Höhe entgegen, und andere, aus denen sie verscheucht wird, sinken." — Der große Monarch bewies die Wirkungen der Toleranz dadurch, daß während seiner Alleinregierung die Bevölkerung von Wien allein um 26000 Menschen zunahm.

*

In einem Lustlager kommandirte Kaiser Josef II. mit Zuziehung anderer Generäle einen Theil der Armee, Laudon als Gegner den andern Theil. Laudon sagte zu dem Kaiser: „Die Stellung Euer Majestät ist zwar gut, doch will ich Ihr Heer gefangen nehmen. — „Das wird nicht geschehen," war die Antwort. Laudon ritt fort, traf Anstalten und setzte sein Heer in Bewegung. Es stand nicht lange an, so war das Heer des Kaisers so umrungen, daß es sich hätte gefangen geben müssen. Nun ritt Laudon zu dem Kaiser und sagte lächend: „Euer Majestät und die Generäle geben Ihre Degen ab, Sie sind Kriegsge-

fangen." — Kaiser Josef war nicht wenig erstaunt darüber.

(Siehe F. Taubmann v. Krsowitz Laudon's Leben p. 258.)

*

Als der Türkenkrieg ausbrach, bekam Laudon bekannter Weise kein Kommando. Der ganz von Kriegsgeist und Vaterlandsliebe beseelte 72 jährige Feldherr fuhr also nach Hofe und trug selbst seine Dienste dem Kaiser mit den Worten an: „Euer Majestät haben zwar gute Generäle, ich habe aber noch Leibeskräfte, vielleicht könnte auch ich in dem Kriege zu etwas nützlich sein, ich biethe Euer Majestät meine Dienste mit aller Devotion an." — Der Kaiser klopfte ihm mit seiner gewöhnlichen Zutraulichkeit auf die Achsel und gab freundlich zur Antwort: „Mein lieber Laudon! Sie haben schon das Ihrige gethan, Sie sind schon gebrechlich, genießen Sie lieber Ihre Tage in Ruhe." — „So bitte ich Euer Majestät," erwiederte der Feldmarschall," wenigstens meinen Neffen bei der Armee anzustellen, er ist jung und frisch, er soll im Felde was lernen und erfahren." — „Mit vielem Vergnügen, antwortete der Kaiser, „ich mache Ihn zu meinem Adjutanten."

(Ibidem pag. 171 — 172.)

Als man dem Kaiser wegen Einführung des Schröck'schen Lehrbuches der Kirchengeschichte auf den erbländischen Akademien Vorstellungen machte, und ihn von diesem Entschlusse abzubringen suchte, erwiederte der Monarch: „Gut, so setze ich einen Preis von 100 Dukaten für denjenigen Katholiken aus, der eine bessere und wahrhaftere Kirchengeschichte schreiben wird."

*

Als dem Monarchen eine Art von Roman, der „Schlendrian" betitelt, welcher das neue Gesetzbuch lächerlich machen wollte, zur Confiskation vorgelegt wurde, sagte er: „Haben Sie meine Person nicht geschont, so mögen sie sich auch über die Gesetze lustig machen, sie bleiben doch, was sie sind — Gesetze."

*

In Lemberg 1787, hatte sich ein Militär-Officier durch seine schlechte Aufführung und die mit Infamie verbundne Cassation, die Verurtheilung zum öffentlichen Gassenkehren zugezogen. Dieser Exofficier hatte eine sehr schöne Frau, die man für die Maitresse

eines gewissen Generals hielt. Das Urtheil war einige Tage vor der Ankunft des Kaisers gesprochen worden, allein die Vollziehung dessen wurde aufgeschoben, um dieser Frau Zeit zu lassen, sich dem Monarchen zu Füßen zu werfen und um Gnade für ihren Mann zu flehen. Die an seinem Schicksale Theilnehmenden zählten unfehlbar auf einen glücklichen Erfolg. Der Monarch aber sagte nach erhaltener Nachricht vom Aufschube zur Schönen: „Man hat also geglaubt, daß Sie einen stärkeren Eindruck auf mich machen würden, als die Liebe zur Gerechtigkeit?" Sogleich ertheilte er den Befehl, ihren Mann zum Straßenkehren zu führen. Der General, gegen welchen mehrere Klagen eingebracht wurden, verlor seine Stelle.

*

Auf der Reise nach Cherson 1787 bediente sich Josef II. auch des Namens eines Grafen v. Falkenstein und hielt nur 8 Nachtlager. In Lemberg wurde jeder, der nur einigen Dienst leistete, kaiserlich belohnt. Dieß reitzte die Weinwirthe und andere dergleichen Leute, ihre Rechnungen für das Gefolge Sr. Majestät auf eine unerhörte Art zu erhöhen, welches

Alles ohne Abzug bezahlt wurde. Von der bekannten Menschenfreundlichkeit des Monarchen hatte man in Lemberg ein neues Beispiel, als demselben eine kürzlich erfundene Maschine zum Tabackschneiden, wobei jährlich 5000 fl. erspart werden können, vorgezeigt wurde. Der Kaiser sagte ganz kurz: „Die Maschine ist gut, bei der Ersparung der 5000 fl. werden aber vielleicht 20 Menschen Brod und Arbeit verlieren, folglich ist es besser, die Maschine nur alsdann erst zu gebrauchen, wenn Mangel an Arbeitern sein wird."

*

In den Frankfurter Distretto las man in der Mitte des Monats Juni ein Fragment eines Gespräches Sr. Majestät des Kaisers mit dem Professor Klein, aus welchem ich nur Folgendes heraushebe:

Josef: „Schade war's für die deutsche Literatur und Sprache, daß der König von Preußen nicht viel daraus machte."

Prof. Klein: „Deutschland hofft von Sr. Majestät, daß alles ersetzt werde."

Josef: „Ich habe mit dem Könige einmal darüber gesprochen; die deutsche Sprache, sagte er, ist nicht kultivirt, nur zu den gemeinsten Ausdrücken brauchbar und die Deutschen haben auch noch nichts besonders geliefert. — Euer Majestät, erwiederte ich, haben doch als Deutscher 12 Schlachten gewonnen."

*

Als ein Transport Rekruten 1788 Josef II. begegnete, die sämmtlich saubere Bauernburschen waren, besah er sich solche genau und sagte: „Aber warum werden eben diese Leute dem Ackerbaue entzogen, warum nicht lieber die Wiener Müssiggänger mit den gewichsten Stiefeln genommen?"

*

1788 erließ Josef an den Gouverneur zu Lemberg ein Handbillet folgenden Inhalts: „Mein lieber Graf Brigido! Der tapfre Gemeine vom 1. Garnisons-Regiment, Namens Greger, der mit Hintansetzung seines Lebens aus Reihe und Glied trat, auf einen Fahnenjunker losging, ihn erlegte und die Fahne erbeutete, hat sich bei mir die Gnade ausgebeten, Landdragoner zu werden. Dieß will ich ihm gewähren und

außer dem Gehalte eines Landdragoners alle Jahre eine außerordentliche lebenslängliche Belohnung von 100 Gulden ertheilen lassen. Sie, mein lieber Graf, haben daher die Verfügung für Beides unverzüglich zu treffen."

Josef.

Der Monarch war auf den Bericht des kommandirenden Prinzen von Koburg, die besondere Tapferkeit des Mannes betreffend, entschlossen, ihn auf der Stelle vom Gemeinen zum Fähnrich zu erheben, allein der Veteran verbat sich diese Gnade und suchte vielmehr um jene Stelle an, die ihm außer der erstgedachten Belohnung jährlich 100 fl. trug.

*

Daß Josef II. selbst in der Mitte der beschwerligsten Kriegsgeschäfte wahres Verdienst nicht übersah, und den edelsten Gefühlen der Menschlichkeit Platz gab, beweiset folgendes, sehr gnädige Handschreiben, welches Sr. Majestät aus Semlin 1788 auf die erhaltene Nachricht von dem Tode des Herrn Fürsten und Reichsvicekanzlers Kolloredo ꝛc. an den Herrn Fürsten Gundacker Colloredo fürstl. Gnaden zu erlassen geruhte:

Semlin, den 12. November 1788.

„Lieber Fürst Colloredo! Ich habe durch Ihren Herrn Bruder, den Feldzeugmeister, Ihr Schreiben, mit welchem Sie mir den Tod Ihres Herrn Vaters berichtet, heute erhalten. Ich nehme an dem Ihrer würdigsten Frau Mutter dadurch sowohl, als Ihren sämmtlichen Geschwistern, zugezogenen Verlust den aufrichtigsten Antheil und ich ersuche Sie, denselben insgesammt mein Beileid zu bezeugen, besonders aber der Fürstin, Ihrer Frau Mutter, die so lange Jahre hindurch ein Beispiel aller Ehefrauen war, meiner vollkommensten Achtung zu versichern. Ich wünsche wohl sehr, daß Sie selbige noch lange zum Troste der Familie gesund erhalten. Bleiben Sie übrigens meines Wohlwollens vergewissert."

Josef.

*

Am Grün-Donnerstage 1789 erschienen, statt der beim Hofe sonst gewöhnlichen Fußwaschung blos 12 alte Männer, vom Kaiser bekleidet und beschenkt. Ihr Alter betrug zusammen 1024 Jahre; sie wohnten dem Gottesdienste in der Schloßkapelle bei. Der Aelteste von ihnen war ein Greis, der am Montage sein hundert-

stes Jahr erreicht hatte. Der Kaiser ließ ihn unter dem Gottesdienste bei sich hinknien, beschenkte ihn und bestellte ihn den Dienstag zu sich, um ihn malen zu lassen.

Der Alte, entzückt über die Gnade des Monarchen, sagte innigst gerührt:

„Gott! werde ich auch den Dienstag erleben dürfen?“

Ueber

Josefs Charakter.

Josefs Temperament war das cholerisch-sanguinische und seine Handlungen verriethen es. Herrschen, Wirken, Zerstören, Bauen, war ganz und unaufhörlich seine Sache. Alle seine Fehler und Schwachheiten waren Resultate seines Temperaments. Rasch und aufbrausend, schnell ergreifend und eben so schnell wieder verwerfend, war seine Gemüthsart. Rasch sein Gang, rasch seine Geberden, rasch all' sein Thun. Weichlichkeit war eine ihm unbekannte Sache und Sorge und Schonung für sein Leben, für seine Gesundheit waren ihm lästig. Er stürzte mit Pferden, gerieth auf Reisen in aufgeschwollene, reißende Ströme, öfters kaum nagelbreit mehr vom Tode entfernt, war zwei Mal auf dem Punkte, von Hirschen gespießt zu werden. Alles das machte ihm keine Minute Sorge, machte ihn nicht schüchtern, sondern gab ihm Gelegenheit, darüber zu scherzen. Sein sonst offener Charakter gewann gegen das Ende seines Lebens allmählig mehr Zusatz von Mißtrauen und darum be-

günstigte er das Denunciren so stark. Er hatte aber gesehen, wie sehr das Zutrauen seiner Mutter von verschmitzten Leuten gemißbraucht worden, hatte an sich selbst erfahren, wie oft er hintergangen war, wie selten seine Absichten recht ausgeführt, wie häufig seine Befehle verdreht wurden. Dieß mußte ihn mißtrauisch und eigensinnig machen. Könnte man z. B. dem Publikum nur genau und umständlich erzählen, welche Hindernisse, Gehässigkeiten, Schwierigkeiten und Verdrüßlichkeiten man ihm bei der einzigen Einführung der Toleranz in den Weg legte, die doch so öffentlich und allgemein gepriesen wurde; das Publikum hätte dann erst so manchen Schritt und so manche Heftigkeit des guten Monarchen recht begriffen und darnach geurtheilt. Ohne Schmeichelei darf man behaupten: Josefs erste und stärkste Leidenschaft war: Herrschen, Regieren, arbeiten, dieser opferte er Alles auf. Ehrgeiz hatte Josef allerdings und ein Monarch eines so mächtigen Staats muß ihn haben. Zum Zorn machte ihn sein aufbrausendes Temperament geneigt und dieß erfuhren zu Zeiten seine Diener, die er überhaupt strenge hielt, in späteren Jahren aber reichlicher beschenkte als ehedem. Eigentliche Günstlinge hatte Josef nicht, denn daß er einem Kammerdiener oder

Kammerlakeien gewisse häusliche Vertraulichkeiten auftrug, das heißt in der politischen Welt kein Günstling. Seinem geraden, hitzigen, offenherzigen, thätigen Charakter gemäß, hatte er eine unüberwindliche Abneigung gegen Alles, was weitschweifig, steif, schwülstig, was Ceremoniell, Etikette, überflüssige Formalität war. Es fiel ihm lästig, daß er manchmal im feierlichen Aufzug bei offener Tafel speisen, daß er bei geistlichen und weltlichen Ceremonien im Pompe erscheinen sollte. Er war der Erste, welcher die Gewohnheit aufhob, daß immer die adelichen Leibwachen neben dem Wagen der Personen vom regierenden Hause reiten mußten. Er verboth durch eigene Verordnung das Kniebeugen vor ihm und seinem Hause, weil dieses eine, dem höchsten Wesen zuständige, Ehrenbezeugung sei. Er schränkte die Zahl der dienenden Kammerherrn auf 36 ein und überhob auch diese sehr oft ihres Dienstes. Kein Monarch vor ihm, hat sich wohl seinen Stand im Punkte des Vergnügens so wenig zu Nutzen gemacht, hat so wenig auf Zerstreuungen und Lebensgenuß gehalten, wie Kaiser Joseph II. Wer den Kaiser und seine Verhältnisse genauer kannte, der darf wohl behaupten, daß der geringste Handwerksmann, daß der Taglöhner in seiner Art weniger arbeitete und sich

mehr Ergötzlichkeiten verschaffte, als sein Landesherr. Indessen, da es keinem Menschen möglich ist, unaufhörlich angestrengt zu sein, so erlaubte sich Josef einige Vergnügungen. Die politischen Absichten abgerechnet, waren seine Reisen ein wirkliches Vergnügen für ihn. So viel Völkerschaften, die abstechendsten Sitten, Gebräuche, Lebensart kennen zu lernen, hatte einen unauslöschlichen Reiz für ihn. Und es ist ein sehr giltiger Beweis eines großen Geistes: wenn man das Reisen liebt. Dabei verschaffte ihm sein gewöhnliches Incognito, seine simple Art zu reisen, hundert drollige Auftritte in fremden Ländern. Bald ließ er sich zum Gevatter bitten, bald wohnte er einer ländlichen Hochzeit bei, bald tröstete er hilflose Eltern, bald überraschte er mit glänzenden Geschenken unschuldige Kinder. Musik war eine seiner angenehmsten Vergnügungen. Bei seinem Aufenthalte in Wien hatte er nach Tische täglich Musik. Wenn ein großes vollstimmiges Concert war, so spielte er oft das Violoncello dabei. Bei Quartetten und kleineren Partien aber spielte er das Klavier und sang manchmal Arien aus den auf dem Theater aufgeführten Opern. Er sang einen reinen angenehmen Baß. Das Theater liebte, schätzte und unterstützte er großmüthig. Komische Stücke

und Opern hörte er gerne. Er saß niemals in der eigentlichen Hofloge, sondern in der 3. Loge neben der Bühne. Wenn er von großen Reisen zurückkam, empfing ihn das Publikum mit einem allgemeinen Geklatsche. Er neigte sich dann über die Loge heraus und dankte freundlich, manchmal hielt er das ganze Stück aus, öfter aber blieb er nur während ein paar Akten oder hörte nur einige Arien von einer Oper und ging noch vor dem Ende des Stückes hinweg. Die Jagd brauchte er, wie eine seiner natürlichen Thätigkeit nothwendige Leibesübung, als Vergnügen. Er jagte Hirsche in der Gegend von Stammersdorf, schoß Wild im Prater, in der Brigittenau, selten auf seinen Familiengütern. Während seines Feldzuges gegen die Türken hob er die Equipage der Parforce-Jagd gänzlich auf. Statt des Theaters oder aus dem Theater weg, ging er gewöhnlich in Gesellschaft. Sie war gemischt von geistreichen Damen und Männern. Er besuchte verschiedene Häuser, von jeher aber hatte er eine besondere Gesellschaft von fünf Damen, die er mit den allgemeinen Namen die Fürstinnen nannte. Es waren: die Witwe des Fürsten Franz v. Lichtenstein, die Fürstin Karl Lichtenstein, ihre Schwester die Gräfin Ernst Kaunitz, die Fürstin Kinsky,

die Fürstin Klary, dieselbe, an welche wir sein Abschiedsschreiben mitgetheilt. Diese Gesellschaft versammelte sich abwechselnd in einem Hause von den fünf Damen, am öftersten aber bei der Fürstin Franz Lichtenstein. Von Männern kamen dazu Graf Ernst Kaunitz, Rosenberg, Lascy. Es dauerte gewöhnlich bis 10 Uhr und an Sonntagen bis 12 Uhr Nachts. Josef erschien hier nicht als Monarch, sondern als Bürger und angenehmer Gesellschafter. In der That besaß er dieses Gesellschaftstalent im vorzüglichsten Grade. Er hatte Welt-Anstand, Witz, Feinheit und Leichtigkeit im Ausdruck, war mit den Damen galant, höflich und gesprächig mit Jedermann. Zeugen davon sind alle jene Länder und Höfe, die er auf seinen Reisen persönlich besuchte. Man war überall von seiner Person und der seinen Art, mit den Leuten umzugehen, bezaubert. König Friedrich von Preußen behauptet sogar in seinen Schriften, man sei in einigen Ländern auf Josef heimlich eifersüchtig geworden, weil dieser durch seine gute, feine, gefällige Lebensart Jedermanns Neigung gewann und manchen andern Fürsten an Popularität weit übertraf. Wenn er während des Sommers im Augarten wohnte, mischte er sich gewöhnlich des Tags ein paarmal unter die

Schaaren der Spaziergänger und ging stundenlang im Garten, auch im Prater herum. Selbst, wenn er Jemanden etwas abschlug, geschah es auf eine freundliche Art. Nur in den zwei letzten Jahren seines Lebens war er etwas mürrischer und auffahrender.

Hormayer's Charakteristik Josef II.

(Siehe dessen östreich. Plutarch. II. Theil, p. 204 sqq.)

Josef war von mittlerer Größe, sehr gut gebaut, stark und kräftig, in Gesundheitsfülle. Seine Haare waren lichtbraun, seine Stirn schön gewölbt, die Nase groß und gebogen nach habsburgischer Art — seine Augen so herrlich blau, daß ihre Farbe lange Zeit getragen wurde und allgemein gefiel, hätte sie auch nicht Kaiseraugenblau geheißen. In spätern Jahren verlor er seine frische Gesichtsfarbe, sie ward rothbraun und selbst die Züge seines Angesichtes wurden nach und nach entstellt durch die übermäßigen Beschwerden des Körpers und durch die zunehmenden Leiden der Seele. In seinem Anzuge war er immer sehr einfach, aber sehr reinlich und nett. Als Knabe trug er ungarische Kleidung — als Jüngling das ungarische Costüm seines Husarenregiments, aber nur sehr selten und fast

immer deutsche, als Mann nur deutsche Kleidung (nicht ohne Zusammenhang mit seinen Gesinnungen) — die weiße Uniform seines Regimentes zu Fuß mit pompaduren Aufschlägen, oder der grünen und rothen seiner Chevauxlegers — bei feierlichen Anlässen die Feldmarschallsuniform mit allen Orden. Zu Hause oder auf Reisen einen schlichten, braunen oder blauen Frack, nach Beschaffenheit der Jahreszeit auch einen dunklen Kaput, stets Stiefel und Sporen. Die Frisur, zwei ungekünstelte Seitenlocken und ein kurzabgeschnittenes Toupet. In der ganzen Haltung sprach sich aus, wie sehr er den großen Friedrich zum Muster genommen, dem er übrigens in Gestalt und Anmuth weit bevor und an Bedeutendheit der Züge und Feuerblicke und in der raschen Geberde wenigstens ganz gleich war und daß (wie er sterbend seiner Armee schrieb) „Soldat zu sein von jeher seine vorzüglichste Neigung gewesen sei." — Seine Stimme war hell und durchdringend, er sprach meist hastig und laut, und wenn er sich ereiferte, was oft geschah, mit starrem, glühendem Aug' und hinaufgezogener Oberlippe, daß man die Zähne sah. Außer der Musik und der Schaubühne war nur Reisen Erholung für ihn und Vergnügen. Jeden Mittag fuhr, ritt oder ging er ein bis zwei Stunden spazieren, Abends

besuchte er das Theater, einen gewählten Zirkel von Damen aus dem ersten Adel, meist mit Lascy und Rosenberg. Die Reiherbeitze und Jagd, weil bei beiden viel körperliche Bewegung ist, trieb er bis in die letztern Jahre, zweimal kam er in die augenscheinligste Gefahr, von verfolgten Hirschen gespießt zu werden, die sich gegen ihn und sein Pferd setzten. Er schlief auf Stroh bis in das Jahr seines Todes, wo man ihn mit Mühe bewog, sich auf eine Matratze zu legen. Um fünf Uhr im Sommer, vor sechs Uhr im Winter stand er auf, zwischen eilf und zwölf Uhr ging er zu Bette, sein Tag war Arbeit ohne Unterlaß, die Tafel dauerte kaum eine Stunde, mäßig wie die eines Curius und Cleomenes. Was Plutarch von des letztern Mäßigkeit, Sitte und Bürgersinn spricht, von dem Gehör, das er zu jeder Stunde gab und wie er es gab, lautet wie Josefs Leben, nur die Namen verwechsle man. So trat er einher, einfach und anspruchlos. Garden, Wachen und äußeren Prunk entfernte er, so viel als er konnte. Kniebeugungen verboth er, als welche nur vor Gott ziemten. Er bedurfte keiner umhüllenden und verhüllenden Rauchwolke. Je näher man ihn sah, desto mehr erkannte man den Kaiser und Vater seines Volkes. So glich er Alci-

biades an der Gestalt, an Sitte aber einem der Vordersten aus des hohen Roms militairischem Senat, der den Pflug zu führen verstand, wie das Schwert und die nicht minder gewaltige Sprache, — und stolzer war, Diademe verschenken, als tragen zu können. Eines nur hatte dieser große Mann gemein mit andern, die es nicht sind. Temperament, Jugend, aufwallende Kraft; zweier Gemalinnen unersetzter Verlust erklären genugsam den Hang, der in seinen Folgen dem Staate niemals schädlich war. Den Körper, nicht aber den Geist bezwang ihm Eros mächtiger Bogen. In fünf- und zwanzig Jahren (so lange war er Witwer) hat kein weibliches Geschöpf auch nur eines Tages Herrschaft über ihn erlangt, darin größer als Pompejus, Antonius und Cäsar und um wie viel größer, als viele Helden und Herrscher der Vorzeit und jener Zeit. Selbst darin gilt von Josef, was ein großer Mann von dem großen Friedrich gesagt hat: „Er war so groß, daß man durchaus frei von ihm reden kann."

Eben die nämliche Kraftfülle, die schnellste Erregbarkeit, die treffendste Beweglichkeit über seine innere und äußere Organisation ausgegossen, vereinigten sich in ihm in cholerisch sanguinischer Temperatur-

In der Mischung gewann die letztere mehr und mehr die Oberhand in dem Maße, wie der Geist über den Körper. Ein Verstand an Helle und Schnelligkeit blitzesähnlich, eine, die Gedankenreihe desselben nicht selten durchkreuzende, reiche Einbildungskraft, ein ungemein viel umfassendes Gedächtniß, rascher, treffender Witz waren Josef angeboren. Man dürfte sagen, er sei in der Folge im Entwerfen Choleriker, im Ausführen Sanguiniker gewesen und eben darum, weil eine Schöpfung (die die strengste Einheit fordert) aus ungleichen Elementen hervorgegangen war, sei mancher seiner großen Plane gescheitert. — Den Choleriker verrieth der entschiedene Widerwille gegen allen fremden Einfluß, gegen alle Hindernisse der Machtvollkommenheit, der unaufhörliche, unwiderstehliche Drang, mächtig zu wirken und umzuformen, ein Drang, der oft verletzend schien, ohne es zu sein und ohne es zu wollen, bloß aus dem physischen Grunde, weil die überlegne Schnellkraft auf manches Schwache und Weichliche drückte. Es verrieth den Choleriker, daß Widerstand ihn nicht selten reizte, noch weiter zu gehen, daß er des Undankes und selbst öffentlicher Angriffe nicht achtete und selbst in Staatssachen mehr Freimüthigkeit zeigte, als Behutsamkeit. Er dachte eben und mit Recht groß von sich selber,

daher ahnete er nicht so vieles Kleines. Eben so wenig war der Sanguiniker zu verkennen in der Hastigkeit seines ganzen Wesens. Ihm war viel leichter, oft an eine Sache zu denken, als lange. Selten hielt er ein Geschäft für vollendet und abgethan. Hinter dem Guten hervor leuchtete ihm noch das Bild des Bessern. Daher verstand er sich nicht ungerne zu Modificationen und Nachträgen, selbst da, wo er viel gedacht und ernst entschieden hatte. —

Jene Grundstoffe seiner Seele hätten durch eine planmäßige Erziehung geläutert werden sollen, aber von der Wiege bis zur ausschließenden Selbstherrschaft — im Laufe seiner Studien und Mitregentschaft — standen ihm Verhältnisse zur Seite, bei denen man sich zu verwundern hat, daß sie nicht widriger wirkten. Die große Mutter war mit übermäßigen Regierungssorgen überladen; unter sechzehn Sprossen hatte sie ihre Mutterliebe gleich zu vertheilen, als Frau den Töchtern näher, und dann war auch sie nur durch sich selbst so groß geworden, so daß, wenn sich manchmal Jemand mit geringer Kenntniß des ihm vertrauten Geschäftes entschuldigte, sie scherzend sprach: „Wer

hat denn mich regieren gelehrt? und ich denke, es geht doch ganz gut?" —

Es konnte demnach nicht anders kommen, als daß, was Josef in der ersten Jugend lernte, er mit Widerwillen, also nicht lange behielt, daß er es für unbedeutend ansah, weil es ihm nicht auf die rechte Weise vorgetragen ward. Nur seine ursprüngliche Auszeichnung in den ritterlichen Uebungen blieb ihm und jene in den Sprachen, weil er die Nothwendigkeit derselben einsah, um sich allen interessanten Personen ohne Aufenthalt mittheilen und was in fremden Landen nachahmungswürdig war, in seiner ganzen Originalität empfinden zu können. Er sprach neben dem Deutschen gut latein, französisch und italienisch, auch ungarisch und durch die böhmische Sprache verstand er die meisten slavischen. Alle diese Sprachen schrieb er auch, zwar in Rechtschreibung und Fügung nicht ganz fehlerfrei und ohne Germanismen, aber doch ungleich besser, als der große Friedrich, der bekanntlich keine Sprache recht kannte, obgleich er Dichter war. Auch Josefs Styl, kräftig, deutlich, manchmal derb, kurz, wenn er nicht in Ereiferung schrieb, wo er nicht selten weitläufig wurde, war eine ganz eigene Schöpfung.

Weder hat er sie aus dem Schulunterrichte abstrahirt, (denn sein Stil und dessen Wendungen waren weit über die Zeiten hinaus, in denen er den ersten Unterricht empfangen und sein Ideengang weit hinaus über jenen seiner Lehrer) noch hat er je einen Versuch gemacht, denselben aus Büchern zu bilden. Die Leichtigkeit, mit der er, ohne vorher mit sich und Andern zu Rathe gegangen zu sein, sich nur hinsetzte, und zugleich anfing zu denken und zu schreiben, und trefflich zu schreiben, ist die Bewunderung nicht minder würdig, als wie er es vermochte, dasselbe nacheinander oder gar zu gleicher Zeit in verschiedenen Fächern zu leisten und unermüdbar dabei auszuharren, einen Tag wie den andern, ohne Rücksicht auf körperliche und geistige Stimmung. Eben aus der Art seiner Bildung und aus dem verdorbenen Geschmacke, der durch die französischen Akademisten und Encyclopädisten und durch ihren warmen Verehrer Friedrich in das große Leben und Treiben jener Jahrzehende gekommen war, erklärt es sich auch von selbst: wie Josef dem Witze viel und nicht selten auf Unkosten der ruhigen Prüfung, und des kalten, ernsten Forschergeistes zu viel einräumte. — Wie groß erscheint nicht seine Liebe für's gemeine Beste, da er gegen seine Gemüthsart unverdrossen ankämpfend,

oft muthwilligem Widerspruche mit belehrender Geduld begegnete und selbst offenen Widerstand zweimal verzieh (das hat Friedrich nicht gethan), der aus allen Zeitschriften genau ausziehen und sich vorlegen ließ, was sie über ihn und seine Regierung enthielten, der die kühnsten Schriften gegen sich aufmerksam las, wenn er darin Gründe und nicht bloß Phrasen vermuthete und öfters den Wünschen, als deren Organ sie auftraten, Gehör gab. Sein Bewußtsein erlaubte ihm nicht, durch Schriftsteller auf die öffentliche Meinung zu wirken, die er weniger achtete, als sie es wirklich mehrmals verdient hätte. In der Fürstenbundessache war diese seine Abneigung nachtheilig für Oestreich, günstig für den Berlinerhof, der so viele und gelehrte Federn in Bewegung setzt. Als er sich öfters verkannt, mehrere seiner Unternehmungen gescheitert sah, da schien ihm plötzlich ein tiefes Gefühl für die Geschichte und für Nachwelt und Nachruhm zu beseelen. Am 11. April 1787 befahl er dem Fürsten von Kaunitz, an die Bearbeitung einer Historie seiner Pläne und seiner Regierung zu denken und zeichnete die Hauptmomente dazu selbst vor. Wirklich hatte ihm eine Art von Abneigung gegen die Gelehrsamkeit (nämlich, wie er sie

kannte) und gegen die Gelehrten (nämlich gegen die Pedanten und die Söldner einer Parthei) gewurzelt als er an das Staatsruder kam. Auch mag er die Mehrzahl der ihm bekannten Gelehrten nicht tadellos, in ihren häuslichen, bürgerlichen und Unterthansverhältnissen, nicht ohne Lächerlichkeiten und Widersprüche gefunden haben. Ihm war das genug. — Gleichwohl fühlte er das dringende Bedürfniß ausgebreiteter Kenntnisse zu seinem hohen Beruf: der allgemeinste als der kürzeste Weg mußte somit den Vorzug erhalten; er las Handbücher, Magazine, Encyclopädien — an Quellen zu dringen schien ihm nicht mehr an der Zeit. So war es wohl natürlich, daß er manches Oberflächliche, manches zu Allgemeine und nicht selten das Geringfügige statt des Wichtigen, das Anziehende statt des Gereisten auffaßte. Dieses aber soll keineswegs den Irrwahn Einiger bekräftigen, deren Eitelkeit und Eigennutz Josef durchaus nicht tributär werden wollte, als hätte der Monarch, der auf alles, was unter seiner großen Mutter Liberales geschah, den entschiedensten Einfluß nahm, Lehranstalten und Bibliotheken stiftete, Preise auf gute Lehrbücher setzte, naturhistorische Reisen in alle Welttheile thun ließ, — die Wissenschaften verachtet. Daß ihm einst in einer Aufwallung

darüber, daß die Wissenschaften hier und da zum Gewerbe erniedrigt würden, eine Vergleichung des Bücherhandels mit dem Käsehandel entfuhr, beweiset wohl eher Achtung als Verachtung. Er wollte zuerst sein Staatsgebäude bauen, dann verzieren und so war er zu allererst für das, was zunächst nützlich und zumal für das Kriegswesen nöthig war. Wäre dieses einmal im furchtbaren Stande, meinte er, so würde ihm und seinen Nachfolgern desto mehr Zeit für die Künste und Sorge des Friedens bleiben. Er mochte sich wohl manchmal gedacht haben:

Excudent alii spirantia mollius aera
— — vivos ducent de marmore vultus
orabunt causas melius — — —

Sein großes Thun war: **Regere imperio populos.** —

In der Mitregentenschaft fing er mit dem Kriegswesen an, in welchem alles Glied für Glied an einander gereiht und auf Einen Zug beweglich ist. Ihm mußte das gefallen und er hielt es nach und nach für

überall anwendbar. Auch Lascy, sein Lehrer, obgleich selbst überaus scharfsinnig und kenntnißreich, dennoch Schüler eines ältern Kriegssystemes, leitete ihn dazu, die mechanische (kürzere, einfachere) Leitung der intellektuellen vorzuziehen, welche zusammengesetzter ist und nur von Talenten, wie Josef und Lascy, unternommen werden kann, während ein großes Uhrwerk auch von mittelmäßigen Köpfen, wenigst geraume Zeit, im Gange erhalten werden kann, — ohne daß es retardirt oder stockt. Ueberdieß traf die innerliche Mechanik und Oekonomie des Militär-Etats die Reihe der Reform zuerst. Die fünfzehnjährige, des Kaisers schönste Jahre hindurch dauernde Mitregentschaft hatte noch einen andern Einfluß auf ihn.

Nur im Kriegswesen, wo strenger Gehorsam und schnelle Früchte ihm lohnten, war Josef während derselben ungebunden, in allem andern nicht frei, in der Vorbereitung seiner Lieblingsplane vielfältig durchkreuzt, sein rascher Wille durch einen vieljährigen Kampf für seine Meinungen noch mehr aufgeregt.

Die meisten Machthaber wendeten sich nicht, wie es sonst wohl immer der Fall ist, an das aufgehende

Gestirn und Josef hat das mehrmals, aber nie eingreifender empfunden, als vor und beim Teschner Frieden, der so weit hinter seinen liebsten Wünschen zurückblieb. Gar bald nach dem Abschlusse desselben wurde er mit allen den Anlagen, Vorbereitungen und Hindernissen der Entwicklung unter diesen Verhältnissen — Alleinherrscher. Wie er als solcher war, spricht der Adlerflug seiner Entwürfe und Anstalten, seiner Reisen, sprechen seine eigenen Worte am deutlichsten aus, weil sein ganzes Wesen aus ihnen hervorsieht, sein offener, rascher Geist, sein Herz, das nie aufhörte für das Wohl des Größten und Geringsten aus seinem Volke zu schlagen. Einheit des Staates von Innen und nach Außen war der Schlußstein seiner großen, öffentlichen Laufbahn, aber auch seines ganzen Lebens Summe war Arbeit und Aufopferung für den Staat. Jede seiner Handlungen trug, wie sein Siegelring und seine Münzen, das Gepräge seines bedeutungsvollen Wahlspruches: **Vi-tute et exemplo.** (Durch kräftigen Muth und Beispiel.) Er leuchtete vor und trieb an, und scheute nichts, wo das Gute winkte.

Es kann von keinem Gliede eines Standes gesagt werden, daß es je für sich selbst so viel gearbeitet und so wenig genossen habe, als dieser Kaiser für den Staat und von dem Staate. Darum war er so großmüthig mit seinem Privatgut und so haushälterisch mit dem Staatsvermögen, darum achtete er Vergehungen gegen seine Person für gering und glaubte gegen Vergehungen wider den Staat nicht strenge genug sein zu können; darum bemaß er seine Zurechnung minder nach dem bösen Vorsatz und nach den lindernden Umständen, als nach dem Schaden, der für das Allgemeine daraus entstand oder hätte entstehen können.

Theresia und Josef zu schildern, im Wesen und Wirken, im Wollen und Können, in ihrer Aehnlichkeit und Verschiedenheit, in Gegenwart und Folge, welche Aufgabe auch für den größten Geschichtsschreiber — und wem mehr geziemend, als dem vaterländischen; aber dazu ist wohl nur der Wille da, nicht die Kraft; das Denken und Thun der beiden großen Seelen auszusprechen, ihrer würdig und auf wenigen Bogen die Geschichte eines halben Jahrhunderts (1740—

1790) in ihrer Kausalverbindung zu erzählen, in welchem die große Weltbühne auf einmal weiter geöffnet, zahlreicher besetzt, üppiger geschmückt und heller beleuchtet und alle Auftritte enger mit einander verknüpft waren, als ganze Jahrhunderte vorher.

Anekdoten von

Kaiser Josef II.

Aus dem Munde des Volkes.

Vorerinnerung.

Die hier mitgetheilten sechs Anecdoten aus dem Leben Josef II. sind uns nicht in Büchern aufbewahrt (nur Schimmer hat in seinem K. Josef etwas mit Nr. 3 ähnliches), der Herausgeber hat sie aus der ewigen Quelle der Volkstradition geschöpft. Sie haben also mit der Sage, wenn sich diese an einen historischen Gegenstand lehnt, gleichen Werth. Manche Anekdote mag auf einer wahren Thatsache beruhen, allein der Stoff hat im Laufe der Zeit in der Darstellungsweise jedes Einzelnen so modulirt, daß es uns schwer ankommt, das allenfalls Wahre herauszufinden. Wieder ein hier mitgetheiltes Stück verdankt wohl auch dem Volkswitze einzig und allein sein Dasein. Diese sechs Anekdoten mögen als Probe eine Sammlung dienen, die der Herausgeber besitzt und vielleicht zu seiner Zeit veröffentlichen wird.

Kaiser Josef hat sich in den Herzen der Nachwelt so eingebürgert, der Name ist eine so theuere Volksrelique geworden, daß es scheint, es wolle die Nachwelt sühnen, was die Mitwelt im Allgemeinen

verbrochen. Diese Bewunderung hat sich nicht allein aus dem Herzen Oestreichs auf alle Stämme deutscher Zunge, sondern auch auf andere Nationen vererbt. Einen Beweis hievon liefern die Franzosen. Als diese im Jahre 1805 Wien besetzt hielten und eine Truppe über den Josefs-Platz, wo sich sein Standbild zu Pferde erhebt, marschirte, so wurde jedesmal das Gewehr vor demselben angezogen, die Trommel wirbelte und die Fahne, so wie die Spitzen der Degen senkten sich. Das war die Achtung, die der Feind einem großen, unwiderstehlichen Namen und dem Andenken eines der edelsten Menschenfreunde, dem wohlmeinenden Vater seiner Unterthanen und Wohlthäter eines Jeden, der den Namen Mensch führte, zollte. — Alle sind von der schmerzlichen Wahrheit durchdrungen:

Non diu — sed totus!

(Nicht lange — aber ganz!)

1.

Einst soll Josef II. ganz allein in sehr schlichtem Aufzuge von Hitzing nach Wien gefahren sein. Ein Schusterbube, ein paar große Dragonerwachsstiefel in der Hand haltend, lief hinter dem Wagen des Kaisers her, um wahrscheinlich, wenn möglich, hinten noch ein Plätzchen zum Aufsitzen zu benützen. Der menschenfreundliche Monarch, der dieß bemerken mochte, lud den Buben ein, im Wagen an seiner Seite Platz zu nehmen. Der Bursche ließ sich's nicht zweimal heißen, mit ein paar Sätzen war er im Wagen und an der Seite des Kaisers und machte sich's mit seinen Wachsstiefeln bequem. Josef fragte ihn, für wenn diese Stiefeln gehören. „Für einen Dragoneroffizier, der sie auf die morgige Wachtparade anziehen will," entgegnete der Bursche. Nach mehreren Hin- und Herreden gab der Bursche dem Kaiser das Räthsel zu errathen auf, was er heute Gutes gegessen habe.

Der Kaiser, der, als er den Knaben anblickte, noch seinen lüsternen Mund gewahrte, glaubte, daß er für seine Person etwas Außergewöhnliches gegessen haben müsse und rieth auf eine Gans. „Nicht errathen," erwiederte schalkhaft der Bursche, „all's was Besseres!"— „Nun, was denn? etwa einen Fasan?" — „Noch was Besseres!" — Noch was Besseres?" wiederholte ungläubig der unerkannte Kaiser. Nach kurzem Bedenken rieth er auf einen Schweinsbraten. — „Aber Sie können doch gar nichts errathen!" erwiederte ärgerlich der Bursche. — „Nun, was soll denn das Gute gewesen sein, das Du gegessen hast, und was ich nicht errathen kann?" fragte ihn der Kaiser mit forschendem Blicke. — „Speckknödel! Speckknödel!" rief der Schusterbube ganz begeistert aus, indem er dabei an den Kutschenschlag schlug. „Dacht ich mir's doch gleich, daß Sie's nicht errathen werden." — „Ja, auf die habe ich freilich nicht gedacht," sagte der Kaiser, „aber weil wir schon einmal beim Räthselspiel sind, so sage mir, wer ich denn beiläufig sein kann." — Der Bursche, der vielleicht in diesem Augenblicke erst recht gewahr wurde, daß er neben einem Fremden sitze, betrachtete denselben einen Augenblick und entgegnete, da er den Kaiser höchst einfach gekleidet fand: „Wer Sie

sein können? hm, vielleicht ein Bäcker." — „Nun, ein bischen mehr," erwiederte lächelnd der Kaiser, dem die Naivheit des Knaben gefiel. — „Aber mehr als ein Bräuer sind Sie gewiß nicht," sagte ganz ernst der Schusterbube. — „Ein bischen mehr," bemerkte der Kaiser. — Dem Knaben fing es schon an, ein wenig unheimlich zu werden, kaum getraute er sich das Wort „Beamter" auszusprechen. — „Ein bischen mehr," sagte der Kaiser, der recht gut die Unruhe des Burschen bemerkte und kaum mehr das Lachen an sich halten konnte, da er sich gerade der Stadt näherte. — „Ein bischen mehr?" wiederholte ungläubig mit dem Kopfe schüttelnd der Schusterbube. „Vielleicht gar ein Hofrath?" sagte er jetzt mit fester Stimme, weil er gewiß war, daß ihn der Fremde zum besten haben mochte. — „Ein bischen mehr," sagte lachend der Monarch, der eben vor der im Gewehre stehenden Wache vorüberfuhr. — Als der Knabe gewahrte, daß diese Ehre dem Fremden gelte, bei dem er im Wagen sitze, war er wie versteinert, riß Maul und Augen weit auf und starrte bewegungslos den Unbekannten an. — „Sieh," sagte Kaiser Josef, „früher habe ich Deine Speckknödel nicht errathen, und jetzt konntest Du

Deinen Kaiser nicht errathen, mit dem Du gefahren bist; doch das hat nichts zur Sache, sei nur brav und ich werde für Dich sorgen." — Nun mußte der aus Schreck halbtodte Schusterbube seinen Namen und Meister dem Kaiser ansagen, der ihm noch einige Ducaten schenkte. Man stieg aus und ein Lakei mußte dem Burschen zu guter Letzt seine Wachsstiefel in die Hand geben, die derselbe bald im Schreck vergessen hätte. Der Kaiser soll für den Knaben wirklich gesorgt haben. — Einige nennen als den Ort dieser Begebenheit: Prag.

2.

Einst gab's Streit bei Hofe. Kaiser Josef hatte gegen Lascy behauptet, daß das Dichtertalent angeboren sei, der Letztere aber blieb fest dabei, der Dichter könne nur durch Bildung geschaffen werden. Um den Streit zu Ende zu bringen, versprach der Kaiser, Lascy zu überzeugen. Der Kaiser gab seinem Kammerdiener Befehl, ein paar Bouteillen des stärksten Weines aus dem Hofkeller zu nehmen und sich damit in einem Hofwagen zu dem Exjesuiten Blumauer, dem bekannten Dichter der travestirten Aeneis, der keineswegs

ein Verächter des Weines war, zu begeben. Blumauer solle auf des Kaisers Befehl den Wein sogleich austrinken, und der Kammerdiener hatte die weitere Weisung, daß, wenn der Wein seine Wirkung zu machen beginne, solle er sich mit Blumauer unverzüglich nach Hofe begeben. Als der Kammerdiener zu Blumauer kam, war er nicht zu Hause — er war gerade fortgegangen, Herrn Bachus seine Verehrung zu bezeigen; und da man nicht wußte, wohin, so blieb für den Kammerdiener nichts übrig, als geduldig seine Rückkunft zu erwarten. Abends neun Uhr kommt Blumauer, freilich in keinem guten Zustande, nach Hause und hört zu seinem Schreck den Befehl Seiner Majestät aus dem Munde Dero eig'nen Kammerdieners. Was war zu thun? Man mußte wenigstens, in so weit es die Möglichkeit zuließ, dem Befehle des Kaisers nachkommen, und so trank also unser Blumauer ganz wacker die erste Bouteille aus; bei der zweiten ging es durchaus nicht mehr, da Blumauer's nach Hause gebrachte Ladung ohnehin schon bedeutend war — kurz er war im vollsten Sinne des Wortes in dem vom Kaiser gewünschten Zustande. Nun brachte man mit Hilfe eines Lakei's Herrn Blumauer, dem die

Füße schon gewaltig schwer wurden, in den bereitstehenden Hofwagen und fuhr gerade nach Hof. Man mußte Blumauer fast die Treppen hinauftragen und führte ihn dann in einen Saal, wo der Kaiser von einer glänzenden Gesellschaft denselben schon lange, aber vergebens erwartet hatte. An der Seite Lascy's ging der Kaiser dem von Lakeien Geführten entgegen und redete ihn in Versen an, worauf derselbe gleichfalls in Versen antwortete. — „Ist das Dichtertalent angeboren?" fragte Josef zu Lascy gewendet. — „Euer Majestät haben Recht, das Dichtertalent ist angeboren," erwiederte Lascy, sich erfurchtsvoll verbeugend. — So gewann Josef seinen Streit. Man führte Blumauer wieder zu seinem Wagen, es war aber auch schon hohe Zeit, denn bald nach dem Austritte aus dem Saale forderte die Natur ihre Rechte.

3.

Ein alter, viel versuchter Soldat kam einst in den Controllorgang und bat den Kaiser um eine kleine Pension. Josef, der gerade nicht guter Laune sein

mochte, erwiederte ihm ziemlich barsch: „Das kann nicht sein, der Kammerbeutel hat ein Loch." — Der Soldat, jener Verdienste bewußt, sagte ganz trocken: „Euer Majestät, mein Kopf hat in Dero Diensten fünf Löcher erhalten." — „Ah," erwiederte der gute Kaiser, „das ändert freilich die Sache, die müssen verstopft werden." — Und der Soldat erhielt die gewünschte Pension.

4.

Drei alte, ergraute Soldaten verabredeten sich, dem Kaiser ihre Noth darzustellen und ihn um Hilfe aus derselben zu bitten. Damit aber nicht jeder mit dem gleichen Anliegen dem Kaiser lästig falle, so kamen sie überein, einen Wortführer unter sich zu wählen, der zugleich im Namen der beiden Andern ihr gemeinschaftliches Anliegen demselben vortrage. Auch die Anrede wurde von ihnen ausgedacht und vorher besprochen und sollte im Eingange lauten: „Euer Majestät! Drei in Ihrem Dienste ergraute Krieger, die in Affairen zu N. N. verwundet ꝛc. ꝛc."—

Als die Anrede einstimmig gebilligt wurde, begaben sie sich an einem Tage in den Controllorgang. Nun muß erinnert werden, daß Kaiser Josef die Gewohnheit hatte, manchmal barsch anzureden. Das mag nun auch hier der Fall gewesen sein, denn der Wortführer verlor so sehr seine Geistesgegenwart, daß er statt obigen Einleitungsworten gesagt haben soll: „Euer Majestät! Drei im Kraut gedünstete Krieger" — Weiter brachte er es nicht und es kostete einen freundlichen Zuspruch des leutseligen Kaisers, bis er ihr Anliegen erfuhr und dann helfen konnte.

5.

Im schlichten Anzuge ging Josef oft, wie einst der Chalife Harun El-Reschid in Bagdad, in den Gassen der Kaiserstadt umher, mischte sich unter das Volk, um daselbe zu studieren, und bestand auf diese Weise manches Abenteuer ganz unerkannt. So geschah es einmal, daß Josef hinter zwei Grenadieren zu gehen kam, deren Gespräch ihn interessirte, und um dasselbe ganz inne zu werden, folgte er ihnen in eine Brannt-

weinstube. Der eine derselben, ohnehin schon etwas flammirt, ließ sich den Branntwein trefflich schmecken und da ihm, und, wie es schien, auch seinem Kameraden gleich anfangs das Geld ausging, so wollte er auf Borg weiter trinken. Der Wirth aber wollte davon nichts verstehen, bis endlich der Soldat, gereizt, ihn fragte: Ob er ihm auf seinem Säbel weiter einschänken wolle? — Betroffen von dieser ungewöhnlichen Frage, entwischte dem Wirthe ein unwillkürliches „Ja," das außer Josef und den Beiden Niemand hören konnte, weil sich weiter kein Mensch in der Stube befand. Um die Aufmerksamkeit nicht auf sich zu lenken, soll Kaiser Josef ein Papier herausgezogen und gemacht haben, als wenn er sehr eifrig darin lese. Der Wirth brachte ein Glas Schnaps und der Soldat zog seinen Säbel und übergab ihn dem Wirthe mit dem Bedeuten, ihn morgen auslösen zu kommen. Auf das Hinweisen des letztern, daß man ja den abhängigen Säbel bemerken werde, und daß am Ende er selbst noch bestraft werden könne, erwiederte der Grenadier: Dafür solle nur er ihn sorgen lassen, er habe zu Hause einen Säbelgriff nebst hölzerner Klinge, die wolle er unterdeß in die Scheide stecken, und beim Nachhausegehen durch seine Hand das abgehende nicht

bemerkbar machen, zudem sei es ohnehin schon dunkel auch. — Kaiser Josef besah sich genau beide Männer, die oft verstohlen zu ihm hinübergeblickt, aber ihn ganz vertieft in seine Papiere blicken sahen. Er zahlte, ohne getrunken zu haben und ging. Empört über das Betragen des Soldaten und seines stillbilligenden Gefährten, wollte er Beide sammt dem Wirthe strafen. Als er zu Hause kam, schickte er sogleich Befehl an den Commandanten dieses Grenadierbataillons, morgen früh sämmtliche Mannschaft unters Gewehr treten zu lassen, weil er selbst über sie Musterung halten wolle. Wie befohlen, so geschah es. Der Kaiser kam, durchging die Glieder und ersah bald die Beiden von gestern. Nun tritt der Kaiser vor die Fronte und erklärt sämmtlicher Mannschaft, wie er gestern unerkannt Zeuge eines Mordes gewesen, den Einer der Ihrigen vollzogen, er sei daher gesonnen, die Executirung ohne allen weitern Proceß alsogleich vor sich gehen zu lassen. — Nach diesen Worten geht er auf den Gefährten des Grenadiers los und bezeichnet selben als Mörder.

Man kann sich den Schreck des Mannes und der ganzen Mannschaft denken!!! Er sollte nicht erschossen

oder gehangen, nein, er sollte — geköpft werden. Und zu seinem Scharfrichter ernannte der Kaiser den Grenadier mit dem gewissen Säbel. — Vergebens betheuerte der Mann seine Unschuld, auch der Commandant äußerte seine Verwunderung, da doch dieser Mann sich stets brav verhalten habe, aber der sonst so gerechte Kaiser wollte von dem Allen nichts hören und befahl, seinen Befehl allsogleich zu vollziehen. In dieser schrecklichen Angst endlich brach der ernannte Scharfrichter sein militärisches Stillschweigen und sagte ziemlich laut: „Euer Majestät! ich bezeuge, daß dieser Mann mein braver Mitbruder ist und gewiß keinen Mord begangen hat, muß ich ihn aber demungeachtet köpfen, ei, so wünsche ich, daß mein Säbel zu Holz werde!“ — Und mit diesen Worten zog er zum Erstaunen des ganzen Bataillons seine hölzerne Klinge aus der Scheide. — Der Kaiser mußte über diese Geistesgegenwart lachen, erzählte nun dem Commandanten das gestern Erlebte, verzieh Beiden und beschenkte noch reichlich den Todgeängstigten — aber bestrafte mit einer bedeutenden Summe den Wirth. —

6.

Wenn Kaiser Josef nach Linz kam, so soll er stets im Gasthause zur Gans eingekehrt haben. Einmal ließ er sich von dem Kutscher des Wirthes herumführen. Er war mit den Diensten dieses Menschen, der eine zwar kleine Gestalt, aber einen desto größern Höcker hatte, vollkommen zufrieden. Vor seiner Abreise ließ er ihn zu sich bescheiden und sagte zu ihm auf das Liebevollste, er möchte sich eine Gnade ausbitten. Ganz verblüfft stand der Kutscher da und wußte nicht, was er sagen sollte. Auf freundliches Zureden des menschenfreundlichen Monarchen und einigem Nachsinnen stotterte er endlich heraus, er bäte, vom Militär befreit zu sein.

Lächelnd und mit einem Blicke auf seinen bedeutenden Höcker, klopfte ihn der Kaiser Josef auf die Achsel und sagte: „Na, vor dem Militär, da hat er sich nicht zu fürchten; aber bitt' er sich nur weiters eine Gnade aus." — Der Kutscher aber gestand, daß er weiter keine Gnade bedürfe, da er so Alles Nöthige von seinem Herrn bekomme. Auf dieses gab

ihm Kaiser Josef zwölf Ducaten, bei deren Anblicke der Knecht ganz außer sich vor Freude, ohne weiter an die Gegenwart des Kaisers zu denken, im Zimmer herumsprang und schrie: „Das ist es, was ich gemeint habe, aber sagen hab' ich's nicht wollen, die sollen mir aber mein Lebelang nicht ausgegeben werden, die sind von meinem Kaiser!!!" — Und so sprang er, ohne sich weiters zu bedanken, zur Thüre hinaus, denn er war über dieses Glück und die Erfüllung seines sehnlichen Wunsches fast wahnsinnig. — Auch der Kaiser mußte über diesen drolligen Kerl und seine Furcht vor dem Militärstande nicht wenig lachen.

Kaiser Leopold II.

(Geboren den 5. Mai 1747, gestorben 1. März 1792.)

Daß der Dampf der Schmeichelei nur kleinliche Geister ergötzte, aber den Mann anekle, der seinen innern Werth fühlt, mag nachfolgende Aeußerung Leopolds II. beweisen.

Dieser verkannte keineswegs den großen Einfluß der Schriftsteller auf den Geist des Volkes und strebte daher, den Fehler zu vergüten, den Josef II. sich gegen die Deutschen zu Schulden kommen ließ, die er, mit Ausnahme weniger, wie Klopstock's, Büsching's, Wieland's u. a. minder geachtet, als viele von ihnen es verdient, ja, die er nicht einmal gegen den Nachdruck ihrer Werke geschützt. Leopold sah es daher gerne, wenn deutsche Gelehrte sich ihm näherten, um ihm ihre Wünsche vorzutragen, dabei both sich ihm die Gelegenheit dar, über den Werth der deutschen Literatur sich zu äußern, die er genauer gekannt, als man nach seinem langen Aufenthalte in Toskana hätte vermuthen sollen; er erlaubte auch, daß ihm ausgezeichnete Werke gewidmet werden durften,

um sich der deutschen Nation als Freund, Kenner und Beschützer der deutschen Literatur anzukündigen. Dieser Begünstigung erfreute sich auch der deutsche Naturforscher Eberhard August Wilhelm Zimmermann, der dem Kaiser seine Uebersetzung von dem Werke des Engländers William Smellie: Philosophie der Naturgeschichte weihte. Leopold empfing den auf der Post abgesandten Maroquinband in seinem Kabinete und las sogleich die Zueignungsschrift; allein schon auf der zweiten Seite runzelte sich seine Stirne und im einförmigen Tone las er folgende Stelle: „Toskana lag nur als eine einzelne Insel in einem wilden Meere da, der dort schon Gelandete dankte der Vorsicht und der noch entfernte Reisende brannte vor Freude bei ihrem Anblick. Alles Lob wird hier überflüssig, es ist Thatsache, daß Leopold's Unterthanen allein glücklich waren, während Alles umher jammerte u. s. w. Als er aber auf der 3. Seite zur Stelle kam, „Eure kaiserliche Majestät sind unbestreitbar das kostbarste Geschenk, wodurch die Vorsicht uns Deutsche beglücken konnte. Und selbst in diesem ersten einzigen Jahre — was für Dank ist Allerhöchst Denselben die Menschheit bereits schuldig! — rief er mit Unwillen aus: „Auch

ein gemeiner Schmeichler!" schlug das Buch zu, und überreichte es dem nächsten Kabinetsofficialen mit den Worten: „Nehmen Sie, ich schenke es Ihnen; in meiner Bibliothek soll man wenigstens solche Tiraden auf mich nicht finden."

*

Ein allgemeines Interesse erregte das Gespräch, das Krome im Jahre 1790 mit dem Kaiser Leopold II. zur Zeit der Kaiserkrönung hatte. Der Kaiser fragte ihn, was ihm in seiner Schrift über die Kriminal-Gesetzgebung in Toskana gefallen oder mißfallen habe? Krome antwortete, daß ihm in dieser Schrift (unter andern) die Aufhebung der Todesstrafe, zumal in einem italienischen Staate vorzüglich merkwürdig erschienen sei. Darauf erwiederte Leopold: „Ich hatte meine Toskaner vorher Jahre lang zur Ehrliebe und Rechtlichkeit gewöhnt und gleichsam erzogen, ehe ich die Todesstrafe aufhob. Deßhalb sagte auch Jedermann in Toskana, wenn ein bedeutendes Verbrechen bekannt ward: das hat gewiß kein Toskaner gethan, sondern ein Römer oder Piemonteser und

das war in der Regel auch der Fall. Ich werde Ihnen eine Tabelle von Wien aus schicken lassen, woraus Sie ersehen werden, wie die Verbrechen in Toskana 1765 — 1790 allmählich abgenommen haben und jetzt fast bis auf ein Zehntheil verschwunden sind. „Der Regent," fügte Leopold hinzu, „welcher seine Unterthanen nicht zu erziehen weiß, kennt oder erfüllt seine Pflichten nicht."

*

Wenn Leopold's Geschwister ihn als Knaben oft scherzweise den Doctor nannten, so hat es nachher eingetroffen, daß er den Namen eines Gelehrten gar bald verdiente. Seine Liebe zu den Wissenschaften ging jeder andern Neigung vor, und Kaiser Josef II., wenn er ein geschmackvolles Buch anrühmen hörte, pflegte immer zu sagen: „Das ist ein Lieblingsgericht für meinen Bruder Leopold." — Diese Neigung ist bei ihm niemals erloschen, verschiedene, durch Florenz reisende Gelehrte, welche das Vergnügen hatten, sich mit diesem Fürsten zu besprechen, haben ihm das ungeheuchelte Zeugniß ertheilt, daß er unter die

wenigen Fürsten von Europa gehöre, welche wahre und gründliche Gelehrsamkeit besitzen.

(Siehe Hegrad's Lebensgeschichte Leopold II. Prag 1792. p. 2.)

*

Als die niederländischen Rebellenanführer van der Noth und van Eupen etliche Stunden vor dem Einmarsche der kaiserlichen Truppen in Brüssel sich durch die Flucht retteten und Leopold diese Nachricht erfuhr, sagte er: „Um so besser für sie, so darf ich sie nicht bestrafen lassen." —

*

Der 1786 erschienene Kriminal-Kodex erregte einen so allgemeinen Enthusiasmus der Erkenntlichkeit für die zahllosen Wohlthaten, die Toskana von seinem Beherrscher (Leopold II., damals noch Großherzog von Toskana) erhalten, daß die Florentiner den Großherzog um die Erlaubniß baten, den Ausdruck ihrer Dankbarkeit durch die Errichtung seiner Statue auch der Nach-

welt überliefern zu dürfen. Der edle Fürst lehnte, den Unterthanen für solchen Beweis der Anhänglichkeit herzlichst dankend, dieses Anerbiethen ab und hielt eine einfache Aufschrift für genügend, um den Nachkommen die Epoche der Umarbeitung des Kriminal-Coder zu bezeichnen. „Wenn mindestens die Florentiner durchaus entschlossen seien, einen Fond zur Errichtung des Monuments zu bilden, so wünsche er nur, daß sie mit demselben den allgemeinen Nutzen zum Ziele nehmen. Für den Mehrbetrag der erforderlichen Auslagen, wolle er selbst als Unterzeichneter betrachtet sein. Doch dürfe sein Bild nicht dabei angebracht werden." —

Nun wurden von den Geldern mehrere öffentliche Brunnen errichtet, zu deren Kosten der Großherzog selbst bedeutende Summen beitrug.

(Siehe J. B. Schels: Kaiser Leopold II. Wien 1837. p. 8.)

*

Die Schilderung, die der verstorbene französische Parlaments-Präsident Dupaty, ein Mann von tiefen Einsichten über Leopolds Toskanische Regierung machte, übertrifft jede andere bei weitem.

Dupaty schreibt Folgendes:

„Leopold liebt sein Volk und hat alle entbehrlichen Abgaben aufgehoben. Er hat fast alle seine Truppen abgedankt und hat nur so viele als zu einem Muster nöthig waren, beibehalten. Er hat gefunden, daß ihm der Hof sein Volk verbarg und sein Hof ist nicht mehr. Er hat Manufacturen errichtet. Er hat überall die vortrefflichsten Landstraßen auf eigene Kosten angelegt. Er hat Spitäler im Toskanischen errichtet, die jeder für Palläste des Großherzogs halten würde; ich habe Sie besucht und überall Reinlichkeit, Ordnung, zärtliche und sorgsame Pflege gefunden. Ich sah Kranke, Alte, und es schien, als würden sie von ihren Kindern bedient. Ich sah auch kranke Kinder und es schien, als würden sie von ihren Müttern besorgt. Selbst in den Spitälern wird Leopold Vater der Armen genannt. Der Großherzog kommt oft in Person, die Armen und Kranken besuchen. Er vernachlässigte nicht seine guten Stiftungen, denn er hat nicht bloß Anwandlungen von Menschlichkeit, sondern auch ein menschliches Herz; so oft er in diesem Aufenthalt der Angst nnd des Schmerzes erscheint, ruft er Freudenthränen hervor und so oft er hinausgeht,

strömen Segenswünsche über ihn her. Um dem Großherzog vorgestellt zu werden, bedarf es keines vierhundertjährigen Adels und man braucht eben nicht von Leuten abzustammen, die seinen Vorfahren die Krone streitig machten. Sein Pallast ist wie ein Tempel, allen seinen Unterthanen offen.

Drei Tage in der Woche sind jedoch einer Classe vorzüglich geweiht, aber weder den Großen, noch den Reichen, weder den Tonkünstlern, noch den Dichtern, sondern den — Unglücklichen. Der Handel und die Industrie sind wie anderwärts das Erbtheil einer Anzahl von Menschen.

In Leopolds Staaten steht es jedem frei, zu machen, was er zu machen weiß. Sobald man eine Fertigkeit, eine Geschicklichkeit besitzt, hat man auch ein Gewerbe, und das einzige, ausschließende Privilegium ist Genie.

Leopold beschäftigte sich in den letzten Jahren seiner toskanischen Regierung mit einer gänzlichen Gesetzgebung. Die bürgerlichen Gesetze sind einfacher,

die peinlichen Gesetze milder, als zuvor. Seit zehn Jahren floß kein Blut auf den Richtplätzen von Toskana. Aus Gefängnissen ist zwar Freiheit, aber auch nur sie allein und nicht zugleich die Gerechtigkeit und Menschlichkeit, verbannt.

Der Großherzog hat zwei vortreffliche Aufwand-Gesetze gegeben, das eine ist der freundliche Empfang, dem er der Simplicitaet angedeihen läßt, das andere sein eigenes Beispiel.

Wenn die Sonne über die Staaten dieses Fürsten aufgeht, so regieret sie schon der Fürst. Um 6 Uhr Morgens hat er schon viele Thränen abgetrocknet. Seine Staatssekretärs sind bloße Schreiber. — Die Adeligen klagen, daß der Großherzog sie nicht genug unterscheidet, die Geistlichen, daß er sie nicht genug fürchtet, die Mönche, daß er sie nicht genug bereichert und die Beamten, daß er zu strenge Aufsicht hält. In seinen Staaten muß der Magistrat Recht sprechen, der Soldat dienen, der Präsident residiren, der Beamte sein Amt verrichten, denn der Fürst regiert. Seine Kinder läßt er nicht in einem Pallast sondern in einem Hause erziehen. Prinzen will er nicht

aus ihnen machen, das sind sie schon, sondern Menschen. Seine Erziehung nähert sie unaufhörlich den Scenen des Unglücks, von welchen ihr Stand sie insgemein entfernt. „Ich kenne nur," sagte der Großherzog, „zweierlei Menschen in meinen Staaten: ehrliche Leute und Schurken."—

Der Großherzog geht oft mitten unter seinem Volke spazieren. Er nimmt Antheil an den Volksfreuden und dadurch gibt er ihnen neues Leben. Er achtet der Kosten nicht, zu geringen Freuden, die, wenn sie schon nicht verfeinert sind, doch wahrhaft empfunden werden und ihm selbst größtentheils ihre Entstehung verdanken.

Man schlug ihm vor, für die Bestreitung der Kosten, für die Feste, die dem Könige und der Königin von Neapel zu geben wären, eine ganz mäßige Auflage zu machen. „Meine Frau," erwiederte Leopold, „hat noch für drei Millionen Juwelen." —

Zu Florenz ist die schönste Gallerie der Welt.

Der Großherzog trug zu ihrer Verherrlichung das Meiste bei. Dem Staate kostete der Aufwand nichts. Der Fürst baute aus seinen Mitteln oft nur, um den gemeinen Mann nicht verdienstlos zu sehen.

Er ließ die Festungswerke von Pisa abtragen, um dem Staate, die kostbare Unterhaltung eines Werkes, das Menschen verschlang, zu ersparen. Er ließ jede Spanne Erde anbauen und benützen.

Der Großherzog hat ein sicheres, einfaches Mittel erfunden, zu verhüten, daß man keine Beschwerde gegen die Beamten zu führen habe. Es besteht darin, daß jeder sich über sie beschweren darf. In den Mauern seiner Palläste hat er Oeffnungen machen lassen, durch welche die schüchternste Klage zu seinen Ohren gelangen kann. Diese Oeffnungen sind Zugänge für die Wahrheit.

Man warf ihm vor, daß er Kundschafter hielt. Er antwortete: „Ich habe keine Truppe." — Der Großherzog regieret nicht für den Adel, nicht für den Reichen, nicht für den Minister, sondern für sein ganzes Volk. Er ist ein Fürst im wahren Verstande des Worts.

Womit hat der Großherzog seine Unterthanen glücklich gemacht? Mit Brot, Schauspielen und Gerechtigkeit. Er hat Manufacturen errichtet, wo das

Volk seine Zeit nützlich hinbringt, Theater, wo es die Zeit vergißt, Spitäler, wo es Genesung findet und Tribunäle, welche die Gerechtigkeit unparteiisch verwalten. Wie glücklich und zufrieden, (schließt Dupaty sein Schreiben) muß der Fürst sein, wenn er jeden Abend, bevor er seine Augen schließt, dem höchsten Wesen Rechnung über das Glück einer Million Menschen ablegt, welches er ihnen den Tag über zu verschaffen bereit gewesen ist. Man stelle sich einen Fürsten vor, welcher ein solches Vertrauen zu Gott hat.

Ich vergesse auf eine Rede des Titus. Man bedauerte eines Tags vor dem Großherzog, daß seine Staaten nicht weitläufiger und größer wären. —

„Ach!" rief er aus, „es gibt doch noch Unglückliche in meinen Staaten."

(Siehe Leopoldinische Annalen. I. p. 52—57.)

*

Den 23. Februar des Morgens traf der Kourier mit der Nachricht von dem Tode der Erzherzogin Elisabeth in Florenz ein. Schon damals war die Bestürzung des Hofes ungemein. Die Anzeige von der

nahen Auflösung des Monarchen vermehrte solche. Florenz schien mit dem Hofe das tiefste Leidwesen zu theilen, denn durch 3 volle Tage verkündigte das Volk durch eine seit Menschengedenken niemals bemerkte Stille, seine Trauer, als den 25. Abends der Eilbothe mit der Nachricht von dem Ableben Josef II. eintraf. Dieser zwar vorhergesehene, aber wiederholte Schlag erschütterte den schon vorhin durch Wehmuth niedergeschlagenen Hof im Grunde. Leopold war dergestalt niedergedrückt, als wenn die ganze Last der verworrenen und verwaisten Monarchie ihm auf seine Schultern gelegt würde. Um die Fassung des Standhaften nicht zu verlieren, lehnte er sich an die Allmacht des Allherrschers. Er hob die Todesnachricht in dem Kreise seiner, durch Trauer und Mitleid gebeugten Familie mit einem vertrauensvollen Starkmuth gegen Himmel. „Herr," rief er, „ich empfehle Deiner Güte die Seele meines Bruders und Deinem allmächtigen Schutz seine hinterlassenen Völker."

(Ibidem p. 65.)

*

Als Leopold die böhmischen Festungen Theresienstadt und Pleß besah, zeigte er über die vorsichtige Grenzbewahrung eine große Zufriedenheit und sagte:

„In diesem Stücke hat Josef II. mehr geleistet, als seine große Mutter."

(Ibidem p. 168.)

*

Leopold pflegte zu sagen:

„Wenn ich einen Mann hätte, der mir zwei Aehren Getreides statt einer hervorbrächte, den würde ich allen politischen Genien der Welt vorziehen."

*

Die große Friedensliebe des Kaisers läßt sich aus einer Unterredung abnehmen, die Leopold den 20. August im Nachtquartier zu Grätz mit seinem Prinzen, Erzherzog Leopold hatte.

Der Prinz machte seinem Herrn Vater einige Bemerkungen über die Reichenbacher Convention, welcher er seinen Beifall nicht gab.

„Alles den Türken wieder zu geben," sagte der Erzherzog, „dazu hätte ich nicht gestimmt."

„Aber wir hätten Krieg gehabt."

„Ei, so hätten wir auch neue Eroberungen gemacht."

„Mein lieber Leopold! die wahre Größe eines Königs besteht in dem Glück seiner Unterthanen und nicht in Eroberungen. Weise Gesetze, gute Sitten, Beispiele des Souverains und Friede sind vier Grundstützen ihrer Glückseligkeit. Unglücklich ist das Volk, dessen König den Namen Eroberer lächelnd ausspricht, unglücklich ist der König, der eine Siegesnachricht mit trockenem Auge empfängt; die getödteten Feinde waren Menschen und die, welche den erhaltenen Sieg mit ihrem Leben bezahlten, waren seine Unterthanen, seine Kinder.

„Aber just ein König wie Sie," versetzte der Erzherzog, „soll Eroberungen zu machen suchen, um die Glücklichen zu vermehren."

„Nur alsdann, lieber Leopold, wenn ein Fürst nicht mehr unter sich hat, Arme zu ernähren, Witwen zu trösten, Waisen zu erziehen, Thränen zu trocknen,

Industrie zu erhalten, Mißbräuche abzuändern, Ungerechtigkeiten abzuhelfen, Laster zu bestrafen, Tugenden zu belohnen, nur dann ist es ihm erlaubt, neue Unterthanen zu suchen, um sie auch glücklich zu machen."

(Ibidem p. 264.)

*

Leopold II. hatte als Großherzog von Toskana niemals Günstlinge und während seiner östreichischen und kaiserlichen Regierung waren Diejenigen durch Einbildung getäuscht, welche sich von ihm besonders begünstigt glaubten. Manche redeten ihm zu Gehör, daß er gewissen Personen zu viel Gewalt und Macht einräume. Aber die Antwort war:

„Ich lerne sie nicht besser kennen, als wenn ich ihr Benehmen aus dem Gebrauch der Gewalt beurtheile."

*

Als Leopold den östreichischen Thron bestieg, erließ er folgendes Handbillet an Laudon:

Lieber Feldmarschall Laudon!

Ich übertrage an Sie die Obsorge über meine ganze Armee und erkenne mit gerührtem Dank, die wich-

tigen Dienste, welche Sie meinem Bruder erwiesen haben. Ich gestehe es Ihnen, daß ich in dem Fache der Tactik ganz unbewandert bin und freue mich, eine solche Stütze an Ihnen zu haben, die mir in diesem, für den Staat wichtigen, Punkte Unterricht geben kann."

Leopold.

*

Leopold war für die Aufrechthaltung einer guten Kirchendisciplin, für die Verwaltung des Seelsorgeramtes und selbst für den Unterhalt der Geistlichen sehr besorgt. Er gab einem wohlverdienten Pfarrer, der um eine Pensionszulage einzukommen gesonnen war, zur Antwort:

„Es ist mehr als billig, daß der Staat den Seelsorger der Last, für seinen Tisch zu sorgen, überhebe." —

Durch eine Verordnung vom 15. März 1791, ließ Leopold für den Unterhalt der in der Seelsorge alt gewordenen oder entkräfteten Priester auf eine wahrhaft väterliche Art sorgen.

*

In der Gerechtigkeitspflege zeichnete sich Leopold durch feste und unerschütterliche Grundsätze aus. In Sachen Eskalis und Müller's sagte er in seiner Entschließung vom 24. November: „Gerechtigkeit, strenge Gerechtigkeit ist jede Regierung der Stadt, der Monarch Jedem schuldig, besonders dem, der sie auffordert; sie kann nie Gnade sein, sie ist eine Schuldigkeit, eine Pflicht." — In einer Entscheidung vom 7. Jänner 1792 gab er durch die Abstellung unerprobter Denuntiationen einen hellen Beweis seiner Gerechtigkeitsliebe.

*

Als dem Kaiser einmal von einem großen Hofmann eher die Fortsetzung des Krieges mit der Pforte, als eine gar so beispiellose Nachgiebigkeit angerathen wurde, antwortete er: „Ich kann Sie von dem Abscheu, welchen ich gegen den Krieg überhaupt hege, nicht besser überzeugen, als wenn ich Ihnen eine Stelle

des gekrönten Antimachiavels vorlese, in welcher es heißt: „Wenn die Monarchen nur wahre Schilderungen der Calamitäten sehen würden, die eine einzige Kriegserklärung ihren Völkern droht, so würden sie gewiß nicht unempfindlich bleiben. Ihre Einbildung ist wahrhaftig nicht stark genug, ihnen die traurigen Folgen, die sie nicht selbst erfahren haben, und vor welchen sie ihr Regentenstand schützt, so ganz, wie sie sind, vorzumalen, wie könnten sie wohl fühlen die Last der Auflagen, die ihre Völker drückt, den Verlust der blühenden Jugend, welche durch die Rekrutirung der Kriegesheere dem Lande genommen wird, die ansteckenden Krankheiten, welche die Armeen verwüsten, die gräßlichen Wirkungen der Schlachten, die noch mehr Blut kostenden Eroberungen, den Jammer der Verwundeten, welchen das feindliche Geschütz die Gliedmaßen geraubt hat, die das einzige Werkzeug ihrer Arbeitsamkeit und ihrer Subsistenz waren, die Betrübniß der Waisen, die ihre Väter verloren haben, die einzige Stütze ihrer kindlichen Schwäche, den Verlust so vieler nützlicher Menschen, die vor der Zeit dem Staate entrissen werden? Die Regenten, die nur auf der Erde leben, um die Menschen glücklich zu machen, sollten sich wohl bedenken, ehe sie die Menschen um

einer oft nicht bedeutenden Ursache willen allem dem aussetzen, was der Menschheit doch das Schrecklichste ist.

Die Großen, welche ihre Unterthanen als Sklaven ansehen, setzen ihr Leben ohne Umstände auf's Spiel und sehen ohne Rührung ihren Untergang. Aber die Fürsten, welche in ihren Mitmenschen ihres Gleichen finden, und das Volk als den Leib betrachten, von dem sie wie die Seele sind, gehen mit dem Blute ihrer Unterthanen als weise Haushälter um. —

Leopold las diese Stelle mit einer solchen Energie, daß kein Einwurf dagegen erfolgte.

(Siehe Leopoldinische Annalen. II. p. 141 — 42)

*

Einer der besten Finanzminister Leopold's in Toskana war der Sohn eines Mauleseltreibers, der sich durch Talente, Kenntnisse und Fleiß zu diesem Posten emporschwang. Leopold sagte hierüber selbst zu Erona: „Ich hatte keinen geschickteren und treue-

ren Stadtsdiener, und ich habe sein Absterben sehr bedauert."

(Siehe: Crome die Staatsverwaltung von Toskana unter Leopold II. Bd. I. p. 4.)

*

Nachdem Leopold II. durch 15 Jahre Toskana musterhaft verwaltet hatte, ließ er diese Geschichte der Verwaltung drucken, wodurch er seinen Ausspruch bestätigte:

„In meinen Staaten in Toskana kann Alles öffentlich gesagt werden, was die Regierung that, eben deswegen geschah es öffentlich, daß es zu Jedermanns Kenntniß gelangen konnte."

„Handelt die Regierung gerecht und weise, warum sollte sie das Licht der Publicität fürchten? In Toskana wurde nicht genug von der Staatsverwaltung geschrieben, deshalb habe ich selbst dem Publikum meine Regierungs-Verwaltung vorlegen lassen."

(Ibidem. I. p. 45.)

*

An Verkaufen der Justizbedienungen war unter Leopolds Staatsverwaltung in Toskana so wenig zu denken, daß der Monarch vielmehr seine Liebe für eine unparteiische Justizpflege so hoch trieb, einen Amtmann nie länger als drei Jahre in seinem Amte zu lassen, sondern ihn nach Verlauf dieses Zeitraumes in ein anderes Amt von gleichem Gehalte und ähnlicher Arbeit versetzte.

Leopold II. erzählte Crome die Art und Weise der Umwechslung der Amtleute in ihren Aemtern, selbst, auf folgende Art:

„Alle drei Jahre wurde das letzte Quartal der voraus bezahlten Besoldungen der Amtleute zurückbehalten und ein großherzoglicher Rath als Kommissär zur Revision der Justiz in das Amt geschickt. Der Amtmann mußte dann auf einige Zeit sein Amt verlassen, und die Unterthanen wurden durch einen öffentlichen Anschlag aufgefordert, ihre etwaigen Klagen gegen den Amtmann bei dem Kommissär anzubringen. Waren diese durchaus nichtig, so wurden sie sogleich abgewiesen, im gegenseitigen Falle protocollirte man Alles, forderte Beweis, hörte Zeugen ab, und unter-

suchte Alles, was gegen die dreijährige Amtsführung des Richters zu sagen war. Dann wurde der Amtmann zurückberufen, man legte ihm das Protokoll zur Verantwortung vor, hörte seine Einwendungen und Entschuldigungen und der Kommissär suchte Alles zwischen ihm und den Unterthanen in Güte auszugleichen. War dieß bei allen angebotenen Privatsatisfactionen nicht thunlich, so wurde die Sache an den Großherzog berichtet zur ferneren Untersuchung und Verfügung einer öffentlichen Satisfaction.

Im ersten Falle erhielt der Amtmann ein Certificat von dem Kommissär, daß seine Amtshandlung entweder untadelhaft gewesen, oder doch kein Unterthan weiter die geringsten Beschwerden noch Klagen gegen den Amtmann habe. Mit diesem Certificate versehen, reiste er auf Kosten des Großherzogs nach Florenz und erhielt dort das letztere Quartal seines Solars ausbezahlt und seine neue Bestallung für ein anderes Amt auf 3 Jahre. —

Waren aber die Klagen gegen den Amtmann so erheblich, daß sie durch eine anderweitige Kommission untersucht und förmlich bestraft werden mußten, so erhielt der Beklagte für's erste kein neues Amt wieder.

Ja, der Großherzog ging sogar in seiner Unparteilichkeitsliebe so weit, daß er jedem Amtmanne, der sich eine Gattin aus seinem Gerichtsbezirke wählte, sofort ein anderes Amt anweisen ließ.

„Ich wollte die höchstmöglichste Unparteilichkeit in der Justiz bewirken," sagte Leopold zu Crome, „und diese hielt ich für unmöglich, wenn ein Amtmann länger als drei Jahre in seinem Amte blieb oder große Familien-Verbindungen in demselben hatte."

Uebrigens war der Großherzog gelinde in den Strafen und machte nie Familien unglücklich, wenn auch kleine Vergehungen vorfielen.

Die große Menge der Pensionen für abgelebte und unbrauchbar gewordene Staatsdiener in Toskana bewies dieß schon hinlänglich.

Vergehungen zu verhüten, um keine bestrafen zu dürfen, war Leopolds Grundsatz und Zweck. Niemand von seinen Unterthanen sollte dem abgehenden Richter nachweinen, es seien denn Thränen des Dankes für die in seinem Amte bewiesene Gerechtigkeit und Liebe.

(Ibidem. p. 103—106.)

*

Zu Frankfurt sagte einmal der menschenfreundliche Kaiser zu Crome:

„Ich bin gewiß überzeugt, daß der Justizdruck in den meisten Staaten eben so groß, wo nicht noch größer ist, als der Finanzdruck. (Also Druck in allen Fällen.) Es sind der Justizpersonen durchgängig zu viele, und die Gesetze sind zu unbestimmt, zu weitläufig, zum Theil auch zu widersprechend und unverständlich geworden, als daß sie nicht jeder Auslegung fähig wären und jeder Chikane die Hand böten. Dem armen Bürger und Bauer aber ist's einerlei, ob er durch Richter und Advokaten, oder durch Finanziers ausgesogen wird; genug, wenn er sein Geld auf eine ungerechte Art losgeworden ist und so nach und nach verarmt. Dabei verliert der Staat seine wohlhabenden Bürger, und es gewinnt Niemand dabei, als eine einzige Klasse von Menschen, genannt Richter und Advokaten, die durch ihre Menge, und die Art, sich zu nähren, für den Staat höchst verderblich geworden sind."

(Ibidem p. 107).

*

Leopold II. war von der großen und wichtigen, wenn gleich so oft versäumten Pflicht des Staats, Verbrechen aller Art zu verhüten und ihnen vorzubeugen, so ganz durchdrungen, daß er selbst sagte: „Wenn eine Woche in Toskana verfloß, ohne daß ein Vergehen vorgefallen wäre, oder irgend eine Strafe hätte dürfen vollzogen werden, so freute ich mich am Sonnabend immer herzlich und dachte: Es ist doch gut Acht gegeben worden, die Polizei hat ihre Pflicht gethan.

„Was würde man" — fügte er hinzu — „von einem Erzieher halten, der den Eltern seiner Eleven wöchentlich eine Reihe von Vergehungen und Strafen berichtete, die ihre Kinder betrafen? Würde man seine Aufsicht und Klugheit loben? Wenn er aber die ganze Woche hindurch kein einziges Vergehen zu melden, keine Strafe zu vollziehen hatte, wenn er seine Zöglinge so gut erzogen und so genau in Aufsicht erhalten hatte, daß allen Anordnungen vorgebeugt wurde und kein Vergehen vorfallen konnte, würde er dann nicht die Liebe und den Dank der ganzen Familie sich

erwerben? Soll aber der Regent nicht die Nation im Großen erziehen oder erziehen lassen, wie der Privaterzieher oder der Vater in seiner Familie es im Kleinen thut?" —

(Ibidem p. 129.)

*

Ueber die Aufhebung der Klöster äußerte sich Leopold:

„Ich wollte die Klöster blos zu ihrem ursprünglichen Zweck zurückführen, namentlich zu dem, Religiosität und Tugend in der wirklichen Welt thätig zu verbreiten, deßhalb schuf ich mehrere davon in Schulen um."

*

Einen Vortheil verschaffte Leopold seinem Lande durch die beträchtliche Verminderung der äußerst zahlreichen Menge von Privatkreditoren des Staats, deren größere und kleinere Obligationen ungemein viel Zeit und Kostenaufwand bei dem Auszahlen der Interessen, Aufkündigen der Kapitalien ꝛc. verursachte.

Allerhöchst Dieselben entschlossen sich deßhalb, selbst einen großen Theil davon zu übernehmen und zu dem Ende mehrere Millionen von ihrem Privatvermögen und dem Gegenvermächtnisse ihrer Majestät der Königin aus der Wienerbank zu ziehen und diese dem Staat von Toskana zur Abtragung der Staatsschulden gegen 3 Pr. zu überlassen, wie wohl sie in der Wienerbank höhere Zinsen erhielten.

Dreitausend Stück Bankkapitalien wurden wirklich durch Auszahlung derselben an die Privatkreditoren sofort damit getilgt, überhaupt aber durch alle vorstehende Operate 14537 verschiedene Schuldposten des Staats in den Büchern der Bank ausgelöscht.

Daraus erfolgte nun für die Unterthanen der Gewinn, daß die Regierung theils den Preis des Eisens um 2 Quattrini per Pfund herabsetze, theils aber viele Regalien und andere Abgaben einschränken oder ganz aufheben konnte, weil durch die Abtragung der Schulden die Staatsbedürfnisse in eben dem Grade sich vermindert hatten, als die jährlichen Interessen für die Staatsschulden dadurch abnahmen.

*

Unterm 2. Februar 1791 erließ Leopold ein gnädiges und rührendes Schreiben an seine bisherigen Unterthanen in Toskana, worin ihnen angezeigt wurde, daß er die Regierung des Großherzogthums an seinen zweiten Prinzen, Ferdinand III., abgetreten habe, mithin ihm nur die heilige Pflicht noch obliege, allen Florentinern für ihre bisherige Treue, Liebe und Anhänglichkeit an seine Person auf's Innigste zu danken, ihrem Eifer und guten Willen für die Beförderung seiner Anordnungen in der Staatsverwaltung dankbar zu preisen und zugleich ihnen versichern zu dürfen, daß er nie andere Absichten während seiner ganzen Regierung in Toskana gehabt habe, als die, das Wohl des Staates und jedes Einzelnen seiner Unterthanen aufrichtig zu befördern und seine Regentenpflichten getreulich zu erfüllen.

Dieß sei auch von seinen geliebten Florentinern jederzeit dankbar anerkannt und er dadurch sowohl, als durch ihre Folgsamkeit, Liebe und Treue für seine Landesväterlichen Bemühungen reichlich belohnt worden.

Nun dürfte er auch hoffen, daß sie seinem zweiten Sohn, Ferdinand III., ihrem nunmehrigen Regenten und Großherzog, welchem er die aufrichtigsten Gesinnungen der Liebe und väterlichen Fürsorge für sein Volk längst und eifrig eingeprägt habe, eben die Treue und Anhänglichkeit beweisen würden, die sie ihm so ganz bewiesen hätten und dadurch den sanften, liebenswürdigen Charakter, der den Florentinern eigen sei, auch für die Zukunft bewähren würden. —

Möchten doch alle jetzigen und künftigen Regenten so von ihren Unterthanen scheiden!

Kaiser Franz I.

(Geboren 12. Februar 1768, gestorben den 2. März 1835.)

Von hoher tragischer Natur und würdig, einst von einem Dichter dargestellt zu werden, auf dem der Geist des Sophokles ruht, war der rührende Auftritt, als Kaiser Franz die geliebte Tochter zu Rambouillet wieder sah.

Eine Weltrevolution hatte sich seitdem ereignet, als er sie beim Abschied zu Franzensbrunn vor Eger an sein väterliches Herz gedrückt, 6. August 1812. Damals war sie als die hochgefeierte Kaiserin, als die Friedensbewahrerin mit Jubel vom Volke begrüßt, wie in einem Triumphzuge durch Böhmen gereist, jetzt war die Schuldlose so eben von dem ersten Throne Europas herabgestiegen und ihre Schutzwache bestand — aus einem Regiment Kosacken. Alle ihre Hoffnungen, all' ihre Wünsche beschränkten sich auf einen theuren Gegenstand auf ihr unschuldiges Kind.

Die Politik hatte den Vater ihm entrissen, nur der Großvater und der Taufpathe konnte jetzt sein natürlicher Vertreter sein. Sie bat daher ihren kaiserlichen Vater um eine Unterredung, der blos vom Fürsten Metternich begleitet, sich unverweilt den 16. April 1814 nach Rambouillet begab.

Kaum wurde sein Wagen in der Ferne wahrgenommen, als Maria Louise mit ihrem Sohne bis auf die letzte Stufe des Palast-Thores hinabeilte. Umgeben von ihren Haus-Offizieren und denjenigen Damen, die sie noch nicht verlassen, seitdem das kaiserliche Gestirn sich zu verdunkeln begann, wartete sie hier, nahm, so wie der Monarch aus dem Wagen gestiegen, mit Heftigkeit ihren Sohn aus den Händen der Gräfin Montesquiou und legte ihn mit Thränen in den Augen voll Wehmuth in die Arme ihres Vaters, bevor sie dieser noch selbst umarmt.

Das Mutterherz hatte sich hier ausgesprochen, beredter und eindringender, als es jemals ein Redner der Welt vermocht. Der Kaiser war tief ergriffen und das heilige Gelübde entstieg seiner Brust: „Ich will sein Vater sein." — Gegen diesen erschütternden

Auftritt bleibt der Zug, den uns Plutarch aus der Jugendgeschichte des Pyrrhus am Hofe des illirischen Königs Glaucias erzählt, doch nur ein schwaches Gemälde.

*

Es war der Kaiser selbst, der die Verlegenheit der Erzieher des Herzogs von Reichstadt beseitigte, als dieser sie über mehrere Gegenstände aus seiner ersten Kindheit befragt.

„Die Wahrheit," erwiederte der Monarch, „muß der Grundstein der Erziehung des Prinzen sein, Sie müssen also seine Fragen freimüthig beantworten, dieß ist das beste und einzige Mittel, seine Einbildungskraft zu beruhigen, und ihm das Zutrauen einzuflößen, dessen Sie zu seiner Leitung bedürfen." —

Der Monarch, für die geistige Bildung seines Enkels eifrig besorgt, ertheilte dem Fürsten von Metternich selbst den Auftrag, dem Herzog von Reichstadt eine treue und vollständige Geschichte Napoleons vorzutragen.

„Ich wünsche," sagte der Kaiser, „daß der Herzog das Andenken seines Vaters verehre, daß dessen große Eigenschaften ihm zum Vorbilde dienen, aber daß er auch lerne, dessen Fehler zu erkennen und sie einst zu vermeiden und sich gegen ihren schädlichen Einfluß zu verwahren.

„Sprechen Sie mit dem Prinzen über seinen Vater gerade so, als Sie wünschten, daß man über Sie mit Ihrem Sohne spreche.

„Verbergen Sie ihm in dieser Hinsicht keine Wahrheit, aber lehren Sie ihn, sein Andenken in Ehren zu halten."

*

Oberst Br. Bechtold, im Jahre 1809 Kommandant des 4. Küraſſier-Regiments Erzherzog Kronprinz, wurde in der Schlacht bei Regensburg durch einen Degenstich im Unterleibe schwer verwundet, vom Schlachtfelde weggebracht und genöthigt, um dem Drängen der sich zurückziehenden k. k. Armee zu entgehen, in starken Märschen Böhmens Grenze zu erreichen, wo er Ruhe und bessere Pflege seiner Wunde hoffen durfte.

Beides wurde ihm in einem Landstädtchen in der Umgegend von Budweis.

Das Heer zog in Eilmärschen jenseits der Donau zurück, um, wie sich die herrschende Meinung der Armee aussprach, irgendwo weiter abwärts dem Vordringen der Feinde neuerdings die Spitze zu biethen. In diesem Sinne erhielt auch Bechtold Nachrichten von den Offizieren seines Regiments, worin angedeutet wurde, daß das Zusammentreffen wahrscheinlich zu einer Entscheidungsschlacht führen dürfte.

Diese Briefe sprachen zugleich die Hoffnung aus, dem weitern Vordringen der Feinde Schranken zu setzen, aber auch das schmerzliche Bedauern, gerade in solchen Augenblicken den verehrten Obersten an der Spitze des Regiments zu vermissen. —

Bechtold, einer der bewährtesten Veteranen, faßte, aufgeregt durch diese Andeutung, schnell einen seiner Tapferkeit würdigen Entschluß: er wollte an der Spitze seines Regiments als Vater desselben das Loos seiner Kinder im Siege oder Tode theilen.

Ohne Verzug trifft er Anstalten, dem Regimente nachzueilen, läßt sich doppelten Verband anlegen und erreicht, ungeachtet des weder schmerzlosen, noch selbst ungefährlichen Zustandes seiner Wunde, durch aufopfernde Eile in wenig Tagen die in mehreren Colonnen sich vorwärts bewegende Armee in der Ebene von Stockerau.

Ungewiß, welcher Colonne sein Regiment zugetheilt sei, erblickt er schon in weiter Ferne ein beträchtliches Gefolge und eilt, in der Vermuthung, es sei die Suite Se. k. k. Hoheit des Erzherzogs Generalissimus, auf dasselbe zu, um Erkundigung einzuziehen. In der Nähe angelangt, erkennt er Seine Majestät Kaiser Franz I. und um ihn einen Theil des Allerhöchsten Gefolges.

Feld-Marschall-Lieutenant Bubna erkennt den Obersten und fragt ihn verwundert: Was er hier wolle? — seine Gegenwart befremde um so mehr, da er erst kürzlich in der Schlachtrelation von Regensburg unter den Schwerverwundeten aufgeführt erschienen?

Bechtold entgegnete: Seine Verwundung sei allerdings schwer, habe sich doch in Kurzem auffallend gebessert, er ertrage bereits heftige Bewegungen, und bitte, ihm die Eintheilung seines Regiments zu eröffnen, um bei demselben einrücken zu können.

Graf Bubna verfügte sich an die Seite Sr. Majestät, um Bechtolds Entschluß vorzutragen, und kehrte zu diesem mit dem allerhöchsten Befehle zurück, sich nach Wolkersdorf in das Hoflager zu verfügen und sich Sr. Majestät persönlich vorzustellen.

Diesem Auftrage entsprechend trat der Oberst zur bestimmten Stunde in den Speisesaal, wo bald darauf Se. Majestät der Kaiser in Begleitung Sr. Hoheit des Feldmarschalls Herzogs von Würtemberg erschien. Bei dem ersten Blicke auf Bechtold wendet sich der Kaiser zu dem Herzog, zieht sein Sacktuch hervor, und deutet auf einen in der Ecke desselben befindlichen Knopf, mit den Worten: „Ich habe mir doch noch besonders einen Knopf zur Erinnerung gemacht, um dem schwerverwundeten Obersten Krankenspeisen kochen zu lassen und dennoch vergessen."

In einem Augenblicke, wo die höchsten Interessen des dem verewigten Monarchen anvertrauten, von ihm so geliebten Landes auf der schwankenden Wagschale ungewissen Kampfes lagen, wo die Nähe eines furchtbaren feindlichen Heeres selbst Seiner hohen Person und den Gliedern Seines hohen Hauses drohte, wo Tausende von ihm Befehle erheischten, deren Folgen welthistorisch sein mußten, in einem solchen Augenblicke fand Kaiser Franz Zeit zu häuslicher Fürsorge für einen leidenden Krieger, in einem Augenblicke, wo der Entscheidung des Tages gegenüber tausende von Menschenleben als geringe Opfer erschienen, wo ein Heer von Sorgen, schwerer zu besiegen, als die feindlichen Scharen, das kaiserliche Herz bedrängt haben mochten, fand dieses kaiserliche Herz Zeit, sich einen Vorwurf zu machen, daß es jener Sorge uneingedenk gewesen.

Nach aufgehobener Tafel empfahl Se. Majestät dem Leibarzte Freiherrn v. Stift die Besichtigung von Bechtolds Wunde, und da diese noch für gefährlich erklärt wurde, erhielt der Oberste den allerhöchsten Befehl, sich zurückzubegeben.

*

Bei einer Gelegenheit, als die Tiroler Beweise ihrer Liebe gaben, äußerte sich der Monarch:

„Es ist gut, daß ich früher nie in Tirol war, hätte ich gewußt, wie ich hier geliebt werde, so würde ich den Verlust dieses Landes nie haben verschmerzen können."

*

Im August 1812 nahm Kaiser Franz das Correctionshaus zu Linz in Augenschein. Ein Gemach bewahrt an den Seitenwänden die abgelegten Kleidungen der Verbrecher, welche die nämliche Nummer haben, die an des Sträflings Hauskleidung haftet.

Hier befand sich auch ein weibliches Kleid, dessen Stoff und Form sammt dem dabei hängenden Hute mit schönen Schwungfedern das Auge des Eintretenden auf sich zog. Der Kaiser bemerkte sogleich:

„Was ist das? eine Person in solchen Kleidern hier? Die muß mir gezeigt werden." —

Als man aber zu dem Arbeitszimmer der weiblichen Sträflinge kam, wo jene Unglückliche bei einer weiblichen Arbeit beschäftigt war, sagte der Kaiser: „Nein, ich will sie mir doch nicht zeigen lassen, sie könnte es bemerken und sich darüber kränken." —

*

Der Kaiser fuhr in ein Bergwerk bei der Stadt Hall. Als er unten angekommen war, sollte ein Knabe eine Anrede in Versen halten, aber dieser fing bei der zweiten Strophe zu stottern an, konnte nicht weiter recitiren und weinte bitterlich. Der Kaiser trat zu ihm, klopfte ihm auf die Schultern und sagte mit dem Tone der Herzlichkeit, der ihm so ganz eigen war: „Weine nicht, lieber Knabe! Du brauchst Dich nicht zu schämen, es ist auch manchmal ein Bürgermeister in seiner Rede stecken geblieben." —

*

Im Jahre 1815 kam Franz zum ersten Mal nach Tirol. Der Kaiser, welcher von frühen Morgen bis in die sinkende Nacht allen Klassen seiner Untertha-

nen, dem Edelmann, wie dem Bauer Audienz gab, hatte sich am Tage nach seiner Ankunft in Insbruck, von der Anstrengung des häufigen Redens ermattet, um 10 Uhr Nachts aus dem Audienzzimmer in die inneren Gemächer zurückgezogen, um die Nachtmahlzeit einzunehmen, als man ihm meldete, daß noch drei Bauern im Vorsaale sitzen und um Gehör bitten.

Sogleich erhob sich der menschenfreundliche Monarch vom Stuhle und sagte:

„Ei, wenn diese draußen sitzen, so muß ich ja wohl aufstehen!" und somit ging er und sprach mit den Bauern. —

*

Als er in der Nähe von Insbruck einen Berg erkletterte, dessen steiler Pfad neben einem Abgrund hinlief und daher gefährlich zu besteigen war, griffen ihm seine Führer, Tiroler Bauern, unter die Arme, damit er nicht ausglitschen oder gar fallen möge. Dieses Festhalten wurde dem Kaiser in der Länge beschwerlich. Er machte sich daher aus den Armen seiner Begleiter los und sagte: „Kinder, laßt mich vor der

Hand nur allein gehen. Ich will mir schon selbst helfen. Sollte es aber gefährlicher werden, dann packt mich nur wieder an und zwar so stark Ihr könnt." —

*

Bei einer ähnlichen Gelegenheit wollte ihm Jemand aus seinem Gefolge hilfreiche Hand leisten. Der Kaiser rief seine Tiroler herbei und sagte: „Ich verlasse mich auf Euch. Ihr habt mich nie sitzen lassen."

*

Ein Tiroler mit grauen Haaren drängte sich mit Ungestüm an den Kaiser.

„Was willst Du denn?" sprach der gütige Fürst. —

„Di anschaun, lieba Koasa!" war die Antwort.

„Nun, so schaue mich an!" erwiederte Franz und ließ dem alten Manne Muße, seinen Wunsch zu befriedigen. —

*

Im Jahre 1832 wollte man wegen des vierzigsten Jahrestages Sr. Majestät, Feste geben.

Dem Kaiser konnten die Vorbereitungen, die allerorts getroffen wurden, nicht unbekannt bleiben. Er aber wollte nicht, daß zu einer Zeit, wo seine Unterthanen ohnedieß die Lasten schwer fühlten, welche die drohenden Revolutions-Versuche in verschiedenen Theilen Europa's ihnen auflegten, die Rücksicht für seine Person den öffentlichen Aufwand vermehrte, er erklärte daher unumwunden, daß er kein Fest annehmen und keine Vorbereitung hiezu erlauben würde.

„Warum besondere Feste an dem 40. Jahrestage?" sagte er scherzend, „will man mich daran erinnern, daß es Zeit ist, meine Pension zu nehmen?" Er spielte dabei auf die Einrichtung an, daß Beamte nach vierzig Dienstjahren abtreten können, und in diesem Falle mit ganzen Gehalt pensionirt werden.

*

Bei des Kaisers Aufenthalt zu Prag 1833, der gewohntermaßen auch daselbst seine Audienzstunden für Jedermann ertheilte, erschien vor ihm eine arme, alte Frau. Auf des Kaisers Befragen ergab sich, daß sie ihren Lebensunterhalt sich durch ihren Leierkasten erwarb, der eben jetzt durch einen unglücklichen Zufall schadhaft geworden war.

Die Frau klagte, daß sie nicht im Stande sei, die Kosten der Reparatur, die 5 fl. betragen, zu erschwingen, und daß ihr dadurch die Gelegenheit benommen sei, das Nothdürftige zu verdienen. Der Kaiser händigte ihr zehn Gulden ein; dankend wollte sich die Frau entfernen, doch in der Thüre kehrte sie, das Geld betrachtend, wieder um, indem sie nur für die Reparatur brauche und daher die Hälfte zurückgeben könne.—

„Behalte nur immer auch die andere Hälfte," sagte der Kaiser lächelnd, „denn siehe, Dein Leierkasten könnte ja wieder einmal Schaden nehmen und ich möchte

dann nicht so schnell wieder zur Hand sein können, um Dir die Reparatur zu zahlen." —

*

Auch ein alter ausgedienter Soldat erschien in Prag vor seinem Kaiser. Er hatte nichts weiter vorzubringen, als daß die ihm gewordene Pension von täglichen vier Kreutzern ihn nur unmittelbar vor dem Hunger schützen könne und er sich wenigstens einmal einen guten Tag zu machen wünsche.

Der Kaiser griff in die Tasche und reichte ihm einen Zwanziger hin, mit welchem der alte Soldat, freilich ein wenig überrascht, aber doch nicht unzufrieden, — sich entfernte. In der Thüre aber rief ihn der Kaiser zurück und fragte ihn, ob er daran genug habe? Der Alte meinte, daß ein armer Kerl, wie er, sich gerne mit allem begnüge. — „Ich wollte aber damit sagen," setzte der Kaiser hinzu, „daß Du fortan täglich einen Zwanziger haben sollst." —

Das Entzücken des alten Soldaten kann sich wohl Jedermann denken.

(Siehe: H. Meynerts Franz I. und sein Zeitalter. Leipzig 1834. p. 15.)

*

Wie treffend der Kaiser die Aeußerungen echter Liebe und Bewunderung von leerer Schmeichelei zu unterscheiden wußte, und wie abgesagt er der letzteren war, hat er vielfach gezeigt.

Jedes unmotivirte Lob berührte unangenehm sein richtiges Gefühl und er verschmähte es in Worten, wie in der Schrift.

Einst legte ein besonders geübter Kalligraph dem Kaiser einen aus lauter winzigen Schriftzügen außerordentlich kunstreich gebildeten Doppeladler vor; jede einzelne Feder in den Schwingen des Vogels enthielt eine Sentenz, natürlich so fein geschrieben, daß man sie mit bloßen Augen gar nicht lesen konnte.

Dem Kaiser gefiel das kleine Kunstwerk, und er wünschte endlich auch den Inhalt der in den Federn des Adlers versteckten Sprüche zu erfahren. Diese enthielten lauter Complimente, deren Zweck es war, die ausgezeichneten Regententugenden des Kaisers zu preisen.

Dieser ward ernster, er mochte in diesen Sentenzen nicht die warme Begeisterung der Liebe, sondern den hohlen Schall der Schmeichelei erkennen.

Ungeduldig unterbrach er den Kalligraphen im Vorlesen und reichte ihm ein Geschenk mit den Worten: „Nehmen Sie, Sie sind ein tüchtiger Künstler. Wären Sie kein Schmeichler, so würde ich Sie weit besser belohnt haben." —

(Ibidem p. 17.)

*

Seinem auffassenden Wissen war nichts mehr zuwider, als Oberflächlichkeit, zumal, wenn sie mit Ansprüchen verbunden war, und seinem durchdringenden Blicke, den eine große Zeit prüfte und lange Erfahrungen schärften, entging ein solcher Mangel selten. Es war der Punkt, der den milden Fürsten sogar zur Strenge bringen konnte. —

Ein junger Mann von guter Familie und von vortheilhaftem Aeußern stellte sich ihm eines Tags vor und eröffnete ihm sein Anliegen, nämlich, daß er sich

schon seit längerer Zeit zu einer diplomatischen Laufbahn vorbereitet habe, daher die meisten todten und lebendigen Sprache spreche und sich überhaupt mit den nöthigen Kenntnissen zu dem erwählten Berufe ausgestattet glaube, daß ihn aber Parteilichkeit und persönlicher Haß seiner Vorgesetzten bisher immer unterdrückt und auch für die Folge beinahe jede Aussicht versperrt hätten.

Der Kaiser redete sofort den Bittsteller zuerst in lateinischer, hierauf in italienischer, zuletzt in französischer Sprache an, aber der junge ausgebildete Diplomatiker wußte mit keinem Worte darauf zu erwiedern. „Es ist möglich," sagte der Kaiser nach ziemlich langem Warten mit gütigem Ton, — „daß Sie in diesem Augenblicke nicht die nöthige Fassung besitzen. Sammeln Sie sich und tragen Sie mir Ihre Bitte in einer der Sprachen vor, in welchen ich eben mit Ihnen redete." —

Darauf wendete sich der Kaiser zu andern Bittstellern, und nach einer geraumen Weile trat er wieder zu dem Diplomatiker, welcher jedoch durch sein noch immer fortgesetztes Schweigen nicht mehr seine Blö-

digkeit, sondern seine Unwissenheit beurkundete. Strenge blickte der Kaiser den Ignoranten an. —

„Sie haben nicht nur geprahlt, sondern auch verleumdet," sagte er mit strafendem Tone: „Gehen Sie und meiden Sie hinfort mein Angesicht."

(Ibidem p. 18.)

*

Während seines Sommeraufenthalts in Baden, begegnete er eines Tages einem Leichenzuge.

Der Todte, den sie da zu Grabe trugen, war so arm, aber auch so einsam und verlassen gewesen, daß auch nicht ein einziger Mensch, nicht Ein liebendes Wesen dem ärmlichen Sarge folgte.

Dieses trostleere Bild menschlicher Verlassenheit ergriff den Kaiser tief.

„War der Mann, den sie da begraben, so arm und aufgegeben, daß auch nicht eine Seele ihn zur Gruft begleiten mag," sagte er — „so wollen wir den Armen hinbegleiten." Und ohne weiters ging er hinter dem Sarge her, seine Begleiter folgten dem Beispiele und da der Kaiser es nicht verschmähte, so schlossen sich alle Vorübergehenden dem Zuge an.

Der letzte Tag des verblichenen Armen ward für ihn zum Triumphzuge. Sein langes, düstres Leben wäre gewiß versöhnt und gelichtet gewesen, hätte er gewußt, daß ihm ein solches Leichenbegängniß werden sollte.

Und am Grabe angekommen, entblößte der kaiserliche Herr das ehrwürdige Haupt und betete für die Ruhe des Bettlers.

Fürwahr, ein menschlich großer Moment, echter, als mancher aus der alten Heldenzeit, mit welchem die Weltgeschichte seit Jahrhunderten her, gleichsam aus Angewohnheit zu prunken pflegt!

(Ibidem p. 19.)

*

Ein in Ruhestand versetzter Militär, Vater einer zahlreichen Familie, der mit seiner Pension nur schwer auszukommen vermochte, bat den Kaiser um ein Gnadengeschenk.

Der Monarch schrieb unter die Supplik die Bemerkung, daß dem Manne 5000 Gulden aus der kaiserlichen Chatoulle ausgezahlt werden sollten. Der Cassenbeamte wagte nicht, ohne nochmalige Anfrage, diese

Summe auszuzahlen, indem er vermuthete, daß dabei ein Schreibversehen walte und es statt 5000 nur 500 heißen solle.

Man legte dem Kaiser das Schreiben sammt seiner Entschließung noch einmal vor.

Lächelnd und mit der Gemüthlichkeit seiner Nationalsprache sagte Kaiser Franz: „Ja, ja, es ist mir da ein Nullerl zu viel aus der Feder gegangen, aber da es einmal so geschrieben steht, so mag es auch bei der Summe verbleiben.

Man zahlte dem Manne 500 Gulden aus und legte die übrigen 4500 Gulden für seine Kinder an.

*

Am 15. Juni 1814 wurde in Wien der Pariser Friede öffentlich bekannt gemacht und am 16. zog Kaiser Franz unter Feierlichkeiten und Jubel in seine Hauptstadt ein.

Eine ungeheure Zeit war in der kurzen Frist vorübergegangen, seit die Bewohner Wiens das geliebte Antlitz ihres gemeinsamen Vaters nicht gesehen hatten.

Am alten Kärnthnerthore empfingen ihn unter einer schönen Triumphpforte der gesammte Magistrat und 500 in die Farbe des östreichischen Wappens gekleidete Knaben und Mädchen, welche ihm Palmen und Lorbeerzweige entgegenbrachten.

Dem Gruße des Magistrats erwiederte der Kaiser:

„Meine lieben Wiener haben mir zu allen Zeiten im Glücke, wie im Unglücke Beweise ihrer Treue und Liebe gegeben. Immer war ich froh, in derselben Schoß zurückzukommen, am meisten freut es mich heute, nachdem ich einen Frieden geschlossen habe, der mir die gerechte Hoffnung gewährt, wie ich immer gewünscht habe, den Wohlstand meiner getreuen Völker und meiner lieben Hauptstadt zu befestigen."

*

Als der Erzherzog Ludwig im Jahre 1809 mit dem fünften Armeekorps bei Stockerau sich gelagert hatte, wünschte er einige Nachrichten über die Stellung des Feindes am rechten Donauufer zu erhalten und both 300 Gulden demjenigen an, der sich als Kundschafter gebrauchen lassen wollte.

Der Korporal Zubow von 3. Uhlanen-Regimente von der Eskadron des tapfern Rittmeisters Baron Kreß, seit dem 3. Mai ein von seinen Waffenbrüdern sehr geachteter Krieger, both sich zu dieser gefährlichen Unternehmung freiwillig an, mit der Bitte jedoch, nicht verkleidet, sondern in seinem Dienstrock hinübergehen zu dürfen.

Nach erhaltener Erlaubniß ließ er sich über die Donau führen, meldete sich als Ueberläufer, verlangte in französische Dienste zu treten und ward sogleich unter die Elits aufgenommen. Als solcher fand er nun Gelegenheit, nicht nur die Stellung und Stärke, sondern auch die Stimmung des feindlichen Heeres, kurz Alles, was nur immer seinen Auftrag umfaßte, genau zu erfahren.

Sollten indessen seine eingezogenen Erkundigungen dem Erzherzog einigen Nutzen gewähren, so mußte er sie ihm auch schnell überbringen, aber gerade das war auch der schwerste Theil der ganzen Aufgabe.

Die Franzosen trauten dem Ueberläufer nicht und bewachten ihn mit einem scharfen Auge. Zubow, entschlossen, den ersten günstigen Augenblick zu benützen, zechte mit ihnen in einem Wirthshause, schlich sich unbe-

merkt hinaus, lief an die Donau und stürzte sich, da er keinen Kahn fand, in den Strom, der damals sehr angeschwollen und höchst reißend war.

Einige französische Posten, die ihn bemerkt hatten, machten Lärm, schossen nach ihm, allein Zubow entkam der doppelten Gefahr und langte glücklich am andern Ufer an.

Der Erzherzog both ihm nun die festgesetzte Belohnung, allein sein Edelmuth glich ganz seiner Unerschrockenheit, er schlug die angebotene Geldsumme aus: Er fühle sich schon genug belohnt, durch das frohe Bewußtsein dem Allerhöchsten Erzhause einige nützliche Dienste geleistet zu haben. Se. Majestät aber, Franz II. als er diesen Vorfall erfuhr, belohnte diesen tapfern Mann mit der goldenen Tapferkeitsmünze nebst einem Geschenke von 1000 Gulden, und der Regiments-Befehlshaber ernannte ihn zum Wachtmeister.

*

Am 20. April 1792 erhielt Oestreich eine Kriegserklärung von Frankreich. In diesem abgenöthigten Kriege gab der Kaiser die väterliche Aeußerung, daß

er seine Unterthanen mit neuen und außerordentlichen Lasten nach Möglichkeit verschonen wolle, indem der kaum geendigte Türkenkrieg manche beschwerlichen Steuern zur Folge hatte.

Kaiser Franz faßte nun den Entschluß des Edelmuths, sein eigenes Vermögen dem Staate zum Opfer zu bringen und auf diese Weise den Krieg zwei Jahre lang zu führen.

Die Bürger von Wien fühlten das Väterliche dieser großmüthigen Schonung und ergriffen einen Entschluß, welcher der Unterthanenliebe das schönste Denkmal für die Nachwelt aufstellt. Alle Körperschaften, Gewerbe, Innungen und Zünfte von Wien brachten ihrem Landesherrn freiwillige Beiträge an Geld und die Zünfte gaben nebst diesen, noch ihre alten, großen silbernen Willkommungsbecher, um sie in der Münze einzuschmelzen und Geld daraus zu prägen.

Von Rührung und Dankbarkeit durchdrungen, beschied der Kaiser am 3. April 1793 das bürgl. Offizierskorps und die Vorsteher aller bürgerlichen Innungen um 12 Uhr in den Audienzsaal der Burg und übergab denselben mit den huldvollsten Ausdrücken zum

Andenken für ihre Treue und Ergebenheit einen prächtigen, silbernen, mit seinem Bilde gezierten Becher, in dessen Deckel folgende Innschrift eingegraben war:

Zum ewigen Andenken
Der besonderen Liebe aller bürgerlichen
Innungen, Meister und Gesellen in Wien,
für sie und ihr Vaterland
und zum Beweise seiner Gegenliebe und
Erkenntlichkeit
widmet
Franz der Zweite
diesen Becher all' seinen lieben Bürgern
1793.

Hierauf wurden die erwähnten bürgl. Offiziere und Innungsvorsteher im großen Redoutensaale mit einem prächtigen Mittagsmahle bewirthet.

Während der Tafel wurden sie mit der Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin beglückt und der Bürgermeister trank aus dem neu erhaltenen Becher

auf das Wohl J. J. Majestäten und des ganzen österreichischen Erzhauses. Nach der Tafel wurde der Becher feierlich in das bürgerliche Zeughaus überbracht, wo er für immerwährende Zeiten aufbewahrt wird.

*

Der Bischof von St. Pölten, der Lehrer Franz II., kam einst in das Arbeitskabinet des Letztern.

Liebevoll reichte ihm der Kaiser die Hand und unterhielt sich eine Weile mit ihm. Plötzlich fällt des Bischofs Blick auf ein Bild an der Tapetenwand; gerührt, konnte er nicht sprechen.

Der Kaiser, der es bemerkte, sagte lächelnd:

„Lieber Herr Bischof! kennt Ihr den Mann dort?“ —

Sich tief verneigend, sagte der Bischof:

„Zu viel Ehre für mich, Euer Majestät, ich glaube, es ist das Bildniß des Bischofs von St. Pölten.“ —

„Nein," entgegnete ihm hastig Franz; „es ist jetzt das Bildniß des Erzbischofs von Wien." —

*

Bei einer der Revuen zu Paris 1814 stürzte ein österreichischer Dragoner vom Pferde. Er war in Gefahr, von der nachreitenden Eskadron zertreten zu werden.

Der Kaiser ersieht kaum die Gefahr des Mannes, als er zu ihm sprengte, ihn aufhob und Muth einsprach.

Darauf schenkte er ihm einige Dukaten und sagte:

„Erhol' er sich, braver Mann!"

Wieder zu Pferde gestiegen, nahm der Kaiser seinen vorigen Platz ein.

*

Als man dem Kaiser Franz zu Paris in einer Bibliothek einige Bücher mit den eigenhändigen Anmerkungen des unglücklichen Königs Ludwigs XVI. zeigte, sagte er:

„Es geht den Königen wie andern Menschen, die, von denen man am meisten spricht, sind nicht allemal die größten." —

*

An einem der Audienztage kam Franz auch zu einem in Gedanken vertieften, schlichten, jungen Menschen.

„Was seid Ihr und was wollt Ihr?" sagte der Monarch zu ihm. —

„Ich bin ein Tischlergeselle," sprach er mit zitternder Stimme, „und möchte gern die Tochter meines Meisters mir zum Weibe nehmen." —

„Und was soll ich dabei?" entgegnete lächelnd der Kaiser.

Nach einigen Augenblicken der Stille, erzählte der Geselle offenherzig seine Liebe zu dem Mädchen; „und wenn ich sie nicht kriege," so schloß er seine Schilderung, „so gehe ich in die Donau." —

Der Kaiser, der dem Burschen wohlgefällig zugehört hatte, trat bei den letzten Worten desselben ein paar Schritte zurück und sagte mit strafender Stimme:

„Pfui! schämt Euch, noch so jung, und schon so gottlos!“ —

Und mit einem strengen Blick ihn messend, fügte er hinzu:

„Ein Bürgerssohn von Wien und doch so wenig Religion!“ —

Nach diesen Worten ließ ihn der Kaiser stehen und setzte seine Audienz fort. Hoffnungslos ging Jener von hinnen.

Aber der Kaiser wollte nicht dem Armen seine Bitte versagen, er wollte ihm anfangs wegen seinem Vorsatz strafen und ihm dann seine Bitte gewähren, wenn er deren würdig wäre.

Und das war er auch, wie es eingezogene Erkundigungen bewiesen.

Franz verlieh ihm das Meisterrecht und dazu noch eine runde Summe aus seiner Chatoulle.

Wer war wohl glücklicher, als das junge Ehepaar?

*

Am 1. März 1835 schrieb Franz eigenhändig die Worte unter sein Testament:

„Meine Liebe vermache ich meinen Unterthanen. Ich hoffe, daß ich für sie bei Gott werde beten können und ich fordere sie auf, zur Treue und Anhänglichkeit gegen meinen gesetzmäßigen Nachfolger, so wie sie mir diese in guten und schlimmen Tagen bewiesen haben."

„Ich sage meiner treuen Armee herzlichen Dank für die Dienste, welche sie mir erwiesen und durch welche sie meinen Thron erhalten hat. Ich fordere sie auf, meinem Nachfolger dieselbe Treue und Anhänglichkeit immerfort zu beweisen."

„Allen Staatsdienern, die mir gut dienten, bezeige ich hiermit meinen Dank." —

*

Kaiser Franz sah dem Ende seines Lebens mit hohem Seelenmuth und voll Religiösität entgegen. Unter den vielen Charakterzügen, die über ihn erzählt

und erfunden wurden, bleibt einer der trefflichsten, die schöne Aeußerung, in Betreff der Beisetzung der entschlafenen Erzherzogin Karl, einer gebornen Prinzessin von Nassau-Weilburg, (welche bekanntlich Protestantin war) die man in der katholischen Familiengruft verweigern wollte.

„Sie hat unter uns gewandelt und mit uns geweilt, darum soll sie auch neben uns im Grabe ruhen."

(Siehe: Burghardts allg. Geschichte der neuesten Zeit I. Band. 2. Abth. p. 461.)

*

Die Bestürzung der Kaiserin bei dem Todesfalle Leopold II. hatte den höchsten Grad erreicht.

Die Monarchin konnte sich von ihrem Schrecken und der Ohnmacht erst am Tage nach erfolgtem Aderlasse erholen.

Auch den Thronfolger, König Franz, hatte dieser Trauerfall sehr betrübt. Die Kaiserin führte dem Kö-

nig, alle Erzherzoge und Erzherzoginnen vor und bat ihn in den rührendsten Ausdrücken, er solle seine Geschwister von nun an nicht mehr als Brüder, sondern als Vater ansehen.

Knieend dankte Franz seiner kais. Mutter für ihre bisherigen Wohlthaten und besonders für ihre Lehren, er versicherte sie, nicht blos wie ein Bruder, sondern wie ein Vater gegen seine Geschwister zu handeln. —

Als ihn die Kaiserin weiter bat, ob Se. Majestät nicht erlauben wollten, daß sie **en Famille** wie vorhin an seiner Tafel mit ihm speisen dürfte, damit er seine übrigen Geschwister stets vor Augen habe, sagte Franz:

Er sei betroffen, daß ihm seine kaiserliche Mutter in seiner Bitte zuvorkomme. —

(Siehe: Leopoldinische Annalen II. p. 211.)

Als Kaiser Franz während seines Aufenthalts in Pilsen 1833 das dortige Militär-Erziehungshaus des k. k. Infanterie-Regiments Baron Herzogenburg besuchte, that er an einen der ihm vorgestellten Knaben die Frage:

Was er, wenn er einst erwachsen sein würde, im Kriege thun würde?

„Mich so lange schlagen, bis die Schlacht gewonnen ist!" antwortete der unerschrockene Knabe.

„Wenn dieß aber nichts nützt und die Schlacht doch verloren geht, was dann?" setzte der Kaiser seine Rede fort.

„Dann," rief der Knabe, „werde ich mich so lange schlagen, bis ich falle."

*

Weltbekannt ist die biedere Anhänglichkeit, womit die Tiroler von jeher treu, ausdauernd und herzlich dem Kaiserhause Oestreich ergeben waren.

Sie bewiesen diese Liebe auch bei Gelegenheit der Huldigung am 30. Mai 1816 dem Kaiser Franz.

Es waren gegen 5000 Mann der Landschützen, die von allen Seiten herbeikamen, jene Festlichkeit zu verherrlichen.

Darunter zeichneten sich 32 Compagnien der sogenannten Gebirgs- oder Schneebauern aus, durchgängig schöne Leute, fast keiner unter 6 Schuh, die gemeine Mannschaft in grauen Joppen, grünen Hüten mit Federn, schwarzen Hosen und weißen Strümpfen mit entblößter Brust. Unter den Korporalen fanden sich auch 90 jährige Greise mit langen Bärten. Ihre Avantgarde bestand aus 36 Jodlern, welche Alpenlieder abwechselnd mit der Musik sangen. Unter den 28 Compagnien der Ober- und Unter-Innthaler gefielen besonders die zwei Kompagnien von Rattenberg und von Steinnach, 200 Köpfe stark; 50 derselben waren mit scharlachrothen, 50 mit veilchenblauen, 50 mit grünen, 50 mit schwarzen und 30 mit grauen Joppen, rothen Leibeln, grünen Hosenträgern, schwarz-ledernen Hosen, weißen Strümpfen und grünen Hüten mit Federn bekleidet, bildschöne Menschen.

Als der Kaiser nach seiner Ankunft das Jäger-Regiment Fenner und jene Landesschützen auf dem Rennplatze vor sich defiliren ließ, war der Monarch in die Uniform seines oberwähnten Jäger-Regiments gekleidet.

Nach der Huldigungsfeierlichkeit kehrten die Landesschützen wieder in ihre Gebirge zurück. Vorher stellten sie sich noch (60 Compagnien) auf dem Rennplatze auf. Der Kaiser kam von seiner Burg aus, dahin. Die 60 Fahnenträger traten zusammen, bildeten einen Kreis um den Kaiser, steckten die Fahnen um und über ihn und schwuren:

„So wie diese Fahnen, Vater des Landes, Deinen Scheitel decken, so werden wir stets Deiner Erbländer Schutz sein, so wahr uns Gott helfe."

Der Kaiser war durch diese rührende und zugleich naive Handlung überrascht, daß er nicht sprechen konnte, und jeder Fahne eine Medaille zum ewigen Gedächtnisse anheften ließ.

*

Als Kaiser Franz 1832 durch das Salzachthal reiste, ward er von dem Anblicke der Sumpfgegenden so gerührt, daß er zu seinem Begleiter in die Worte ausbrach:

„Meine Kinder, da muß Euch geholfen werden!"

Diese Worte hallten im ganzen Gau von Herz zu Herz und die Thalbewohner verewigten sie durch ein einfaches Denkmal.

Auf einem Piedestale erhebt sich ein Säulenschaft, auf dessen Spitze sich der Doppeladler mit den Insignien der Macht, des Handels und des Ackerbaus zeigt; (von Eisenguß).

An dem Säulenschaft sind vier Tafeln ebenfalls von Eisenguß, mit den Inschriften:

Franz I.

Ferdinand I.

Maria Anna Caroline.

Die dankbaren Mittersiller.

Unter der ersten Tafel enthält eine andere Platte die Worte des Herrschers:

„Meine Kinder, da muß Euch
geholfen werden!"

Nebst dem Datum:

12. Juli 1832, Nachmittags 3 Uhr.

Ende des vierten Bandes.

Verzeichniß

der hauptsächlichsten Druckfehler.

Erster Band.

Seite	27	die	8.	Zeile von unten,	lies: sich statt sie.
—	30	die	8.	— von oben,	lies: Waldeck statt Walaeck.
—	35	die	8.	— — oben,	lies: sehr alten, statt seinen alten.
—	45	die	7.	— — unten,	— wird so erzählt, statt erzählt so.
—	46	die	8.	— — oben	ist „die" auszulassen.
—	46	die	3.	— — unten	ist nach den Worten: von Theben, eine Klammer zu machen.
—	47	die	11.	— — oben,	lies: geschwind, statt geschind.
—	56	die	9.	— — unten,	lies: nur schwache Seelen, statt nur Seelen.
—	59	die	6.	— — unten,	lies: an den Günstlingen, statt an die Günstlinge.
—	69	die	12.	— — oben,	lies: Steiermark, für Steiermarkt.
—	73	die	7.	— — oben,	lies: lächelnd, statt ächelnd.
—	93	die	2.	— — oben,	lies: Dinge, nämlich, statt Dingen, änlich.
—	97	die	4.	— — unten,	lies: nämlich, statt neulich.
—	101	die	12.	— — oben,	lies: Lebenden, statt Lebenben.
—	113	die	5.	— — unten,	— Benzenauer, statt Benzauer.
—	114	die	8.	— — oben,	— Benzenauer, statt Benzauer.
—	115	die	1.	— — unten,	— Zirlergebirge nicht.

Zweiter Band.

—	14	die	3.	— — oben,	lies: So wie von Max I.
—	26	die	9.	— — oben,	— Valencia, statt Palencia.
—	37	die	7.	— — unten,	— sumus, statt tumus.
—	96	die	4.	— — unten,	— der Erzherzoge selbst;
—	103	die	3.	— — unten,	—zugleich, statt sogleich.

Seite 113 die 3. Zeile von unten, lies: te, statt ie.
— 136 die 3. — — oben, — Kavalier, statt Kavalsier.
— 145 die 2. — — unten, — brav, statt brach.
— 150 die 9. — — oben, — Dein Vater, statt sein Vater.
— 156 die 8. — — unten, — Lamberg, statt Lambert.
— 159 die 1. — — oben, — Kaiser Carl VI. statt Kaiser Carl VII.
— 159 die 2. — — oben, lies: 20 Oktober 1740, statt 20. Oktober 1780.
— 159 die 4. — — oben, — 29. November 1780, statt 29. November 1740.
— 160 die 7. — — unten, lies: Farinelli, statt Tarinelli.
— 175 die 11. — — oben, — électeur, statt Lecteur.
— 176 die 12. — — oben, lies: traitè, statt Traité.
— 178 die 1. — — oben, — Neipperg, statt Neipperk.

Dritter Band.

Seite 10 die 6. Zeile von unten, lies: keinen, statt einen.
— 12 die 4. — — oben, — um sich bei dem Anblicke.
— 45 die 5. — — unten, — ihren, statt ihrer.
— 46 die 8. — — oben, — Als sein Lehrer in der Logik ihm
— 50 die 9. — — unten, — Dorf, statt Dorfe.
— 57 die 9. — — oben, — über den, statt über dem.
— 81 die 13. — — oben, — Waise, statt Weise.
— 88 die 1. — — oben, — seinem, statt seinen.
— 100 die 5. — — oben, — Von St. Sebastian in Biskaya.
— 115 die 1. — — oben, — deren, statt derer.
— 165 die 9. — — oben, — seinem, statt seinen.
— 170 die 2. — — unten, — Küraßier; statt Cirassier.
— 172 die 7. — — unten, — Militärdienste, statt militärdienste.
— 177 die 2. — — unten, — das letzte Mal, statt das zweite Mal.

In selber Verlagshandlung sind ferner nachstehende interessante Schriften erschienen:

Albrecht. Die Taboriten vor Brünn. Histor. romant. Erzähl. mit Federzeichnung. 1845.

Amon, A. K. Wendelin der Raubritter, oder der unbekannte Rächer. Mit Kupf. 1844.

Arming, Fried. Wilh. Novellen. 2 Bde. 1844. Inhalt. I. Bd.: Die Thalmänner. — Il caro Sassone. — Wie das Glück will. II. Bd.: Die Ladislaiden. — Das Benedictus qui venit. — Wie ich zu einer Frau kam.

— — Kreuz und Halbmond. Hist. Roman. 2 Bde. Zweite Auflage. 1846.

Andersky, A. Religiöse Funken, erzeugt auf dem Herde frommer Gesinnung. Gebetbuch für gebild. Katholiken höherer Stände. m. Kupf. 1847.

Bauer, Edmund. Novellen. 1846. Inhalt: Die Tänzerin. — Des Tory Tochter. — Die Doppelwunde.

Bachmann, J. A. Waldmüllers Röschen. Kriminalgesch. neuer Zeit. m. Kupf. 1842.

Boritz, C. Die Höllenbrüder im Wienerwalde, oder der Zweikampf in der Ahnengruft. m. Kupf. 1845.

Breier, Ed. Der Gezeichnete. Histor. Roman in 3 Bänden. 1845.

— — Die Sendung des Rabbi. Zeit- und Sagenbild aus d. 16. Jahrhundert, 2 Bde. 1845.

— — Wien vor 400 Jahren. Historischer Roman. 2 Bde.

Breier, Ed. Die Hußiten in Luditz. Histor. Roman. 1843.

— — Der Fluch des Rabbi. Sittengemälde aus d. 16. Jahrhundert. 2. Auflage. 1845.

— — Die Tartaren in Croatien und Dalmatien. Historischer Roman. 2. Auflage. 1845.

— — Waldfräulein, oder Ritter und Adept. Romant. Sagenbild d. Vorzeit. 1844.

— — Der Königsenkel. Die Schlacht bei Mohács. 2. Auflage. 1845.

Dellarosa, L. Astrubal der Löwenkopf, oder die Riesenschlacht bei Wiener Neustadt, mit Kupfer. 1841.

Dellarosa, L. Der Teufelsmüller, oder der Sturz der Ritter des Höllenbundes, m. Kpf.

— — Else die Wandlerin, oder die Geisterburg im Thale der Untreue. 2 Thle. mit Kupf. 1845.

Dornau, F., Sympathien. Roman. 1846.

Elmar, C. Liebesrosen. (Novellen.) 2 Bde. 1845.
Inhalt. I. Bd.: Der Liebe Lohn. — Diana. — Das Grab d. Armen. II. Bd. Johanna. — Der Fluch eines Briefes. — Letzte Hoffnung. — Nicht erkannt.

— — Goldteufel, oder ein Abentheuer in Amerika. Romant. komisch. Gemälde in 3 Akten. 1846.

Enders, J. U. Der kleine Universalfabrikant. 2. Auflage.

— — Die deutsche Buchhaltung ꝛc. 1846.

Feuchtersleben, Ernst Freihr. von, Beiträge zur Literatur, Kunst- und Lebenstheorie. 2. Aufl. 1841.

Feuchtersleben, Ernst Freihr. v., Lebensblätter. 2. Aufl. 1835.

Fürstedler, L. Frühlingsträume. Novell. 2. Bde. 1845.

Garlieb, A. Octavio und Brunella, oder die Ruinen des Heidenschlosses, mit Kupfer.

Julii Caesarii, commentarii de bello civile. Mit Wort- und Sacherläuterungen von Hohler. 2. verbesserte Aufl. 1843.

Julius. Die Sprache der Blumen und deren Deutung. Vollständige Ausgabe. (409 sinnige, poetische Blumenverse.) 1844.

— — Die Blumenspende. (Stammbuchs-Aufsätze und geistreiche Stellen aus d. besten u. neuesten deutschen Schriftstellern.) 2. vermehrte Aufl. 1846.

Loritza, C. Napoleon. Anecdoten, Characterzüge ꝛc. aus dem Leben Napoleons, von der Jugend bis zum Tode ꝛc. ꝛc., 4 Bände. 2. Auflage 1846.

— — Habsburg. Anecdoten, Characterzüge ꝛc. der Fürsten aus dem Hause Habsburg, von Rudolf d. Habsburger, bis Kaiser Franz II. (1835.) 4 Bände. 1847.

— — Habsburgs Frauenkranz. Fortsetz. des vorigen Werkes (5., 6. Band,) 2 Bde. 1847.

— — Neues Idiotikon Vienense, das ist: Die Mundart der Wiener, mit nebenstehender hochdeutscher Erklärung. 1847.

— — Bilder und Erinnerungen aus Tyrol. 1809. 1847.

Straube's Schriften: II. Band: Die Schweden vor Brünn. Histor. Novelle. 1843.

— III. Band: Die Nemesis. Novelle. 1844.

— IV. V. Band: Der Krüppel von Verona. Novelle in 2 Bdn. 2. verbesserte Auflage. 1845.

— VI. VII. Band: Novellen u. Erzählungen. 1845.

Thurnberg, Marie v. Die graue Schwester. Roman. 2 Bde. 1846.

— — Novellen und Erzählungen. 4 Thle. 1844. I. Theil. Der Kerker in Gastein. Novelle. II. Theil. Amalie. Wahre Geschichte. Die Säusenberger-Klamm. Erzähl. III. IV. Theil: Des Fischers Tochter. Erzähl., 2 Theile.

— — Der Jungfrau schönstes Ziel. Die Bestimmung der Jungfrau ꝛc. ꝛc. 2. verbess. und vermehrte Aufl. 1846.

Violen. Novellen und Erzählungen, Genrebilder ꝛc. ꝛc. von den beliebtesten Schriftstellern. 2 Bde. m. Kupf. 1841.

Vorleser, der, Kriminalgeschichten, Erzählungen, Novellen, Sagen ꝛc. ꝛc. m. Kupf.

Willibald, J. K. Der falsche Bräutigam, oder: die Zigeuner im Tilln-Walde. Eine Dorfgeschichte, mit Federzeichnung. 2. Aufl. 1845.

In selbem Verlage erschien so eben:

Ein neuer Don-Quixote.

Komisch-satyrischer Roman

von

R. Müllner.

Mit 4 Illustrationen von J. P. Lyser.

Elegant broschirt. 1846. Velinpapier.

Venoni.

Familiengeschichte neuerer Zeit

von

J. Satori.

(J. Neuman.)

Elegant broschirt. 1846. Velinpapier.

Novellen

von

Edmund Bauer.

I. Die Tänzerin. II. Des Tory Tochter. III. Die Doppelwunde.

Elegant broschirt. 1846. Velinpapier.

Das gratulirende Kind.

Eine Sammlung von Glückwünschen zu allen Gelegenheiten an Eltern, Großeltern, Lehrer, Pathen, Verwandte, Wohlthäter ꝛc., in vier Sprachen: französisch, italienisch, lateinisch und deutsch,

von

Gustav Schönstein.